

Bürgerillustrierte der Stadt Herne

UNSERE STADT

Nr. 1/1985





UNSERE STADT

Illustrierte für die Bürger der Stadt Herne – herausgegeben vom Oberstadtdirektor durch das Presse- und Informationsamt der Stadt Herne.

„Unsere Stadt“ (1/85) erscheint in einer Auflage von 18.000 Exemplaren und wird kostenlos verteilt.

**Redaktion und grafische Gestaltung
Presse- und Informationsamt,
4690 Herne 1, Rathaus
Telefon 0 23 23/16-24 25
Verantwortlich für den gesamten
Inhalt: Jutta Daniel**

Satz und Lithos:
SRS SatzReproService
Druck und Verarbeitung:
blömeke-druck, Herne 2

Aus dem Inhalt



Gerd Heidecke
Keine Angst vorm schwarzen Mann
Fotos: Gerd Heidecke
Seite 2

Heide Amthor-Zeppenfeld
Von der Fabrikhalle zum Denkmal
Fotos: Presse- und Informationsamt
Seite 4

Richard Loesch
Kleider machen Leute
Fotos: Peter Monschau
Seite 8

Sybille Raudies
Die große Illusion
Fotos: Walther Müller, Agentur
Seite 10

Reinhard Frie
„Kann Nähmaschinen verkaufen . . .“
Fotos: Presse- und Informationsamt und privat
Seite 14



Willi Waschull
Wildwasserakrobaten auf dem Kanal
Fotos: Holger Speckmann
Seite 16

Jutta Daniel
Trotzig, kühn und verwegen
Fotos: Presse- und Informationsamt und privat
Seite 20

Bernd Nickel
„Je mehr Gesichter, umso besser“
Fotos: Bernd Nickel
Seite 24

Aichard Hoffmann
Zwischen Spaten und Schnurlot
Fotos: Presse- und Informationsamt
Seite 28

Michael Thiele
Tiger, Panter und Co.
Fotos: Peter Monschau
Seite 30

Jutta Daniel
Schreiben mit Wut im Bauch
Fotos: Georg Seemann
Seite 34

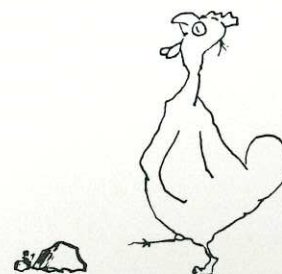


Rolf Stegemann
Hat man da noch Töne
Fotos: Rolf Stegemann
Seite 36

Volker W. Degener
Das Leben war nicht umsonst
Seite 39

Jutta Daniel
Mit Sack und Pack in eine ungewisse Zukunft
Fotos: Presse- und Informationsamt
Seite 40

Hans Peter Labonte
Hinkl Hilda
Zeichnungen
Seite 41



In eigener Sache

Verstehen können wir das auch nicht. Immer, wenn sich ein Jahr dem Ende zuneigt, packen wir uns die Manuskripte für eine neue Ausgabe der Bürgerillustrierten auf den ohnehin vollen Schreibtisch. Das ganze Jahr über sagt man sich, dies machst du morgen, jenes ein bißchen später, bis es dann fast zu spät ist. Nicht zu spät allerdings für „Unsere Stadt“, die Ihnen rechtzeitig zu den Weihnachtstagen und zum neuen Jahr mit Amüsantem, Interessantem und Sonderbarem kommt.

Interessant und sonderbar zugleich mutet schon unser Titelfoto an, das zwei schöne Gegensätze vereint: wogendes Kornfeld und rauchende Schloten. Ein wohlbestellter Acker oberhalb des Revierparks Gysenberg und der fast 300 Meter hohe Kamin der STEAG Kraftwerke. Beides symbolisiert Vergangenheit und Gegenwart. Schließlich wurde das Ruhrgebiet von kleinen Bauerndörfern geprägt, bevor sich der Bergbau unter den Äckern durchwühlte.

Um die heimische Wirtschaft geht es auch in dem Beitrag über die Alscowerke, die aus verschmutzter Arbeitskleidung wieder adrette Kittel und Overalls machen. Richard Loesch, ehemals Leiter der WAZ-Lokalredaktion in Wanne-Eickel, hat sich für uns dort umgesehen.

Keine Angst vorm Dreck hat der Schornsteinfeger, er hat ja von Berufs wegen damit zu tun. Assistiert übrigens gar nicht so selten von zarter Hand, denn längst haben die Frauen diesen interessanten Arbeitsplatz in luftiger Höhe für sich entdeckt. Gehen Sie mit uns auf Entdeckungsreise über die Dächer von Herne.

Mit Arbeitswelt im weitesten Sinne hat auch der Beitrag über die Flottmannhallen zu tun. Allerdings nur noch mit den Spuren, die von dem gleichnamigen Unternehmen an der Flottmannstraße zu finden sind. Wo sonst Bohrhämmer und andere Spezialwerkzeuge produziert und in die ganze Welt geschickt wurden, tummeln sich demnächst Kulturschaffende. „Von der Fabrikhalle zum Denkmal“ haben wir den Funktionswechsel betitelt.

Kulturelles beschäftigt uns auch in weiteren Beiträgen. Da sich früh übt, was ein Meister werden will, haben schon die Jüngsten in der städtischen Musikschule Gelegenheit, ihr Talent vorzuzeigen und zu trainieren. „Ohne Fleiß, kein Preis“, heißt nämlich zu recht ein anderes Sprichwort. Wir sagen Ihnen, was dort passiert.

Scheinbar ohne jede Mühe gelingen dem Duo Volker und Gerd die Zauberkunststückchen. Mit Stab, Zylinder und viel Humor zaubern sie die große Illusion auf die Bühne. Sybille Raudies hat für Sie und uns einen Blick hinter die Kulissen geworfen. Ob sie Geheimnisse gelüftet hat, erfahren Sie ab Seite 10.

Ziemlich illusionslos dagegen beschreibt der Herner Schriftsteller Volker W. Degener in seiner Kurzgeschichte den Geburtstag eines 110-jährigen Mannes. Unser Beitrag für die besinnlichen Stunden Winterzeit.

Unsere Personenporträts kommen diesmal alle aus dem Rathaus. Oberbürgermeister Willi Pohlmann ganz privat erleben Sie in der Mitte des Heftes. Welches Zepter das muntere Amtsleiterinnentrio der Stadt Herne schwingt, erzählt Michael Thiele. An drei so unterschiedlichen Ämtern wie dem Jugendamt, dem Gesundheitsamt und dem Presse- und Informationsamt kann frau nachlesen, wie sich Frauen in Führungspositionen vorkämpfen. Zu guter Letzt hat Aichard Hoffmann angehenden Gärtnern, Vermessungstechnikern und anderen Auszubildenden der Stadt nachgespürt. Im Rathaus werden ja bei weitem nicht nur Akten gewälzt, sondern auch mehr als 100 Jugendliche ausgebildet. Und da das kaum jemand weiß, erzählen wir's.

Kaum wissen dürften auch viele, wie es vor 40 Jahren kurz nach Kriegsende zugegangen ist. Wie zum Beispiel die Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten in eine ungewisse Zukunft aufbrachen. Wir haben uns erkundigt.

Keineswegs ungewiß ist die Zukunft des Guckloch, der „Illustrierten für das Ruhrgebiet“, deren Redaktion wir für unsere Serie von Redaktionsporträts

besucht haben. Welche klugen Köpfe hinter diesem Blatt stecken, erfahren Sie auf den Seiten 34 und 35.

Wildwasserakrobaten war Willi Waschull für uns auf der Spur. Genauer gesagt, den paddelnden Mitgliedern des Wanner Kanu-Vereins, die er bei einer Tour auf der Lippe begleitete.

Erlebnisreich war auch der Tag, den der englische Fotograf John Londei in Wanne-Eickel verbrachte. Dort hielt er mit seiner Kamera Köpfe von Hunden und Menschen im Bild fest. Die so entstandenen Porträts kann man im soeben erschienenen Bildband „24 Stunden im Ruhrgebiet“ nachschlagen.

Erinnerungen eines alten Hernalers präsentieren wir Ihnen auf den Seiten 14 und 15. Dort plaudert Reinhard Frie über seine ganz persönlichen Erfahrungen mit der alten Schule an der Gräffstraße. So ganz nebenbei ist auch noch ein lehrreiches Kapitel deutscher Schulgeschichte herausgekommen.

Last not least begegnen Sie auf der letzten Seite Hinkl Hilda, das, wie wir Menschen, mit den Tücken des Alltags zu kämpfen hat. Entsprungen ist das muntere Federvieh dem Zeichenstift von Hans Peter Labonte, im Hauptberuf, wen wundert's, Journalist. Da er seine skurrilen Gedanken nicht alle bei seinem Arbeitgeber Radio Bremen los wird, bringt er sie eben zu Papier. Hinkl Hilda soll Sie auch zukünftig erfreuen.

Ja, und erfreuliche bis erbauliche Stunden wünschen wir Ihnen bei der Lektüre von „Unsere Stadt“. vor allem aber ein schönes Weihnachtsfest und ein tolles neues Jahr 1986.

Ihre Redaktion

An Silvester hat er Hochkonjunktur. Dann gilt der Schornsteinfeger als Glücksbringer fürs neue Jahr. Wozu man ihn in feine Schokolade gegossen oder aus schwarz eingefärbtem Marzipan geformt in allen Größen und Varianten kaufen kann. Was der schwarze Mann das ganze Jahr über treibt, welche Aufgaben er zu erfüllen hat, davon berichtet in Wort und Bild Gerd Heidecke.

Schau, da kommt ein Wildschwein schwarzes“, pflegte mein Großvater zu uns Kindern zu sagen, wenn ein gewisser „schwarzer Mann“ in der Haustür stand und rief „morgen kommt der Schornsteinfeger“. Was damit eigentlich gemeint war, haben wir als Kinder nie richtig verstanden. Auf jeden Fall durfte man nicht „da kommt ein Wildschwein schwarzes“ durch den Hausflur rufen, wenn der etwas unheimlich wirkende Mann mit der total verdreckten Kleidung tags darauf wirklich kam. Zumindest kassierte mein älterer Bruder einmal eine saftige Ohrfeige, weil er den Schornsteinfeger nach „Großvaterart“ begrüßte. Unserem Kaminkehrer war es übrigens egal. Das Berufsbild des Fachmanns auf dem Dach ist wie das keines anderen Handwerkers vom Schmutz seines Arbeitsplatzes gekennzeichnet. Als Kinderschreck und Glücksbringer macht er seit dem Mittelalter Karriere. Als Heizungsanlagenexperte mit einem Koffer voller Chemie und Elektronik gehört ihm auch die Zukunft – es sei denn, Atomstrom und Nachtspeicher sorgen dafür, daß die Schornsteine bald nicht mehr rauchen.

In Herne sorgen dreizehn Schornsteinfeger für saubere Kamine und richtig eingestellte Heizungen. Zu den Ur-Handwerkern zählen die Rußentferner nicht. Erstmals urkundlich erwähnt wurden sie 1447. Vorerst jüngster Schornsteinfeger in Herne ist Reinhard Linnemann. Erst im vorigen Jahr übernahm der 37-jährige aus dem sauerländischen Olsberg den Kehrbezirk 13.

Schornsteinfegermeister können sich ihre Arbeitsstelle nicht einfach aussuchen. Auf einer Warteliste müssen sie nach ihrer Meisterprüfung ausharren, bis der Regierungspräsident eine Stelle zuweist. Reinhard Linnemann wartete nach der Meisterprüfung vierzehn Jahre, bis ihm der Herner Kehrbezirk zugewiesen wurde. Einmal hätte er das Angebot ausschlagen können. Obwohl es ihn aus dem Sauerland nicht gerade in unsere Revierstadt zog, wollte er nach den langen Jahren als Geselle mit Meisterbrief nicht auf einen „Traumbezirk“ warten.



Keine Angst vorm schwarzen Mann



Ein moderner Schornsteinfeger steigt den Leuten nicht nur auf's Dach. Längst kontrolliert er zum Beispiel auch Heizungsanlagen, denen er mit hochsensiblen Geräten an die Ventile rückt. Und Mädchen in der typischen schwarzen Kluft sind auch keine Seltenheit mehr.



Ein Schornsteinfeger erregt mit seiner schwarzen Kluft, dem rußgeschwärzten Gesicht und dem Zylinder auf dem Kopf immer Aufsehen, besonders, wenn ihm ein weiblicher Geselle zur Hand geht. Reinhard Linnemann hat einen solchen weiblichen Gesellen. Elke von Germeten, 22 Jahre alt, ist „der zweite Mann“ im Kehrbezirk dreizehn. Sie stammt wie er aus dem Sauerland und entschloß sich mit 17 Jahren zur zweieinhalbjährigen Ausbildung in diesem typischen Männerberuf. Nachdem Reinhard Linnemann sich von seinem ersten Gesellen hintergangen fühlte, holte er Elke ins Revier nach. Während er inzwischen gerne in Herne wohnt, fährt sie am Wochenende immer noch ins heimische Sauerland zurück.

Früh am Morgen beginnt für beide der Arbeitstag. Zum obligatorischen Handwerkszeug beim Kehren gehören Schultereisen, Stoßstangen, Leinbesen, eine Gummikugel und eine Taschenlampe. Während er in schwindelnder Höhe über die Dächer balanciert, gibt sie ihm von unten Anweisungen und räumt in den Kellern den Ruß aus den Kaminen. Bis der Meister auf dem Dach und der Geselle im Keller ist, kann es aber eine Weile dauern. Obwohl jeder Schornsteinfeger mehrere Tage im voraus sein Kommen ankündigt, sind viele Kunden nicht da, Kellerschlüssel nicht aufzufinden oder der Hausbesitzer weigert sich aus unerfindlichen Gründen, zu öffnen. Kaum ein Tag vergeht, an dem Reinhard Linnemann nicht mit der schweren Ausrüstung mehrere Stockwerke hinaufsteigt, um dann vor einer verschlossenen Dachbodentür zu stehen. Dann hilft alles nichts – der Schornsteinfeger muß ein anderes Mal wiederkommen. 9,60 Mark extra berechnet Reinhard Linnemann für den zweiten Anlauf.

Selbst wenn Dachboden und Keller schnell erreicht werden, sind nicht alle Probleme gelöst. Die meisten Keller sind feucht, eng, verwinkelt, muffig und schlecht oder überhaupt nicht beleuchtet. Das ist der Normalfall, mit dem der Geselle fertig werden muß. Ärgerlich wird es dann, wenn die Rußklappen mit Gerümpel, Möbeln, Fahrrädern und allem möglichen Unrat zugestellt sind. Schön und gut, daß der Geselle hört, welchen Kamin der Meister gerade mit dem Besen bearbeitet.

Der Schornsteinfeger auf dem Dach muß mit anderen Tücken des Objekts fertig werden. Zuerst heißt es, sich im Gewirr der Kamine zurechtzufinden. In sogenannten gezogenen Schornsteinen, die den Rauch nicht senkrecht nach oben ableiten, frißt sich die Hanfleine des Leinbesens schnell in den Fugen des Mauerwerks fest. Auch ein erfahrener Feger braucht dann schon mal bis zu einer Stunde, um den Besen mit Müh' und Not wieder zum Vorschein

zu bringen. Kein Wunder, daß das Kehrgeschäft schnell verschleißt und alle vier bis fünf Monate ergänzt oder ersetzt werden muß.

Den Schornsteinfeger auf dem Dach hat jeder schon einmal gesehen. Ein immer größer werdender Teil der Arbeit spielt sich aber in den Wohnungen ab. Schornsteinfeger beraten nicht nur im Rahmen des Baugesprächs beim Neubau oder auf Anfrage ihrer Kunden, begutachten die Feuerstätten und sind bei der Heizungsanlagenabnahme im Einsatz, sie müssen auch Anlagen überprüfen. Im Zeitalter der staatlich geförderten und geforderten Energieeinsparung darf eben nicht jeder einfach so heizen, wie es ihm paßt.

Früher mußte Reinhard Linnemann jeden Kamin sechsmal im Jahr fegen. Heute inspiziert er jeden Schornstein nur einmal im Vierteljahr. Dafür hat die Kontrolle zugenommen. Heizungsanlagen ab 11 und Warmwasseranlagen ab 28 Kilowatt auf Gasbasis sind Überprüfungspflichtig. Schornsteinfeger Linnemann kommt dann im grauen Kittel und mißt mit hochsensiblen und technisch aufwendigen Geräten den Kohlendioxidanteil der Abluft, überprüft den Auftrieb im Kamin und stellt durch die Abgastemperatur den Wärmeverlust fest. Bei Ölfeuerungen kontrolliert er auch den Rußanteil.

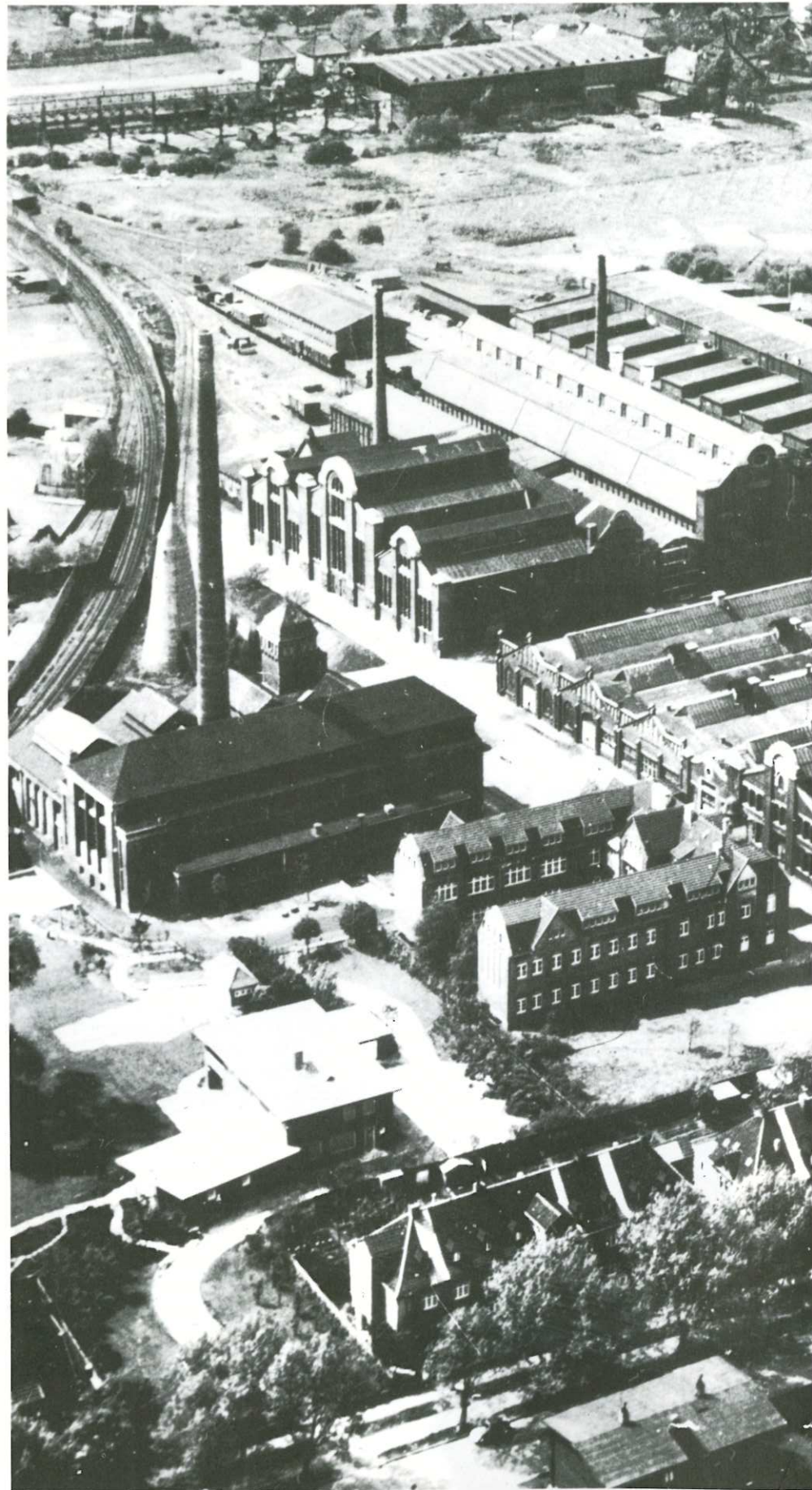
Auch nach der Arbeit an Kaminen oder Heizungen kann sich Reinhard Linnemann nicht auf die faule Haut legen. Zuhause wartet unerbittlich der Papierkrieg auf ihn. Die unterwegs angefertigten Aufzeichnungen müssen aufgearbeitet und übertragen, säumige Zahler ermahnt und mit abwesenden Mietern neue Termine vereinbart werden.

Schornsteinfeger arbeiten stets mit dem Bauordnungsamt zusammen. Das Amt bestätigt jedem neuen Schornsteinfeger den erfolgreichen Abschluß der Probezeit nach einem Jahr. Erst dann erfolgt die Bestallung durch den Regierungspräsidenten, die auch Reinhard Linnemann ein gesichertes Einkommen und ein konkurrenzfreies Arbeitsleben garantieren wird. Das Bauordnungsamt überprüft außerdem regelmäßig die Kehrbücher und hilft den freien Unternehmern im öffentlichen Auftrag. So treibt die Behörde überfällige Gelder ein, Wohnungen werden gegebenenfalls zwangsweise geöffnet und Heizungen stillgelegt. Zu diesen Zwangsmaßnahmen müssen die Beamten aber Gott sei Dank so gut wie nie greifen.

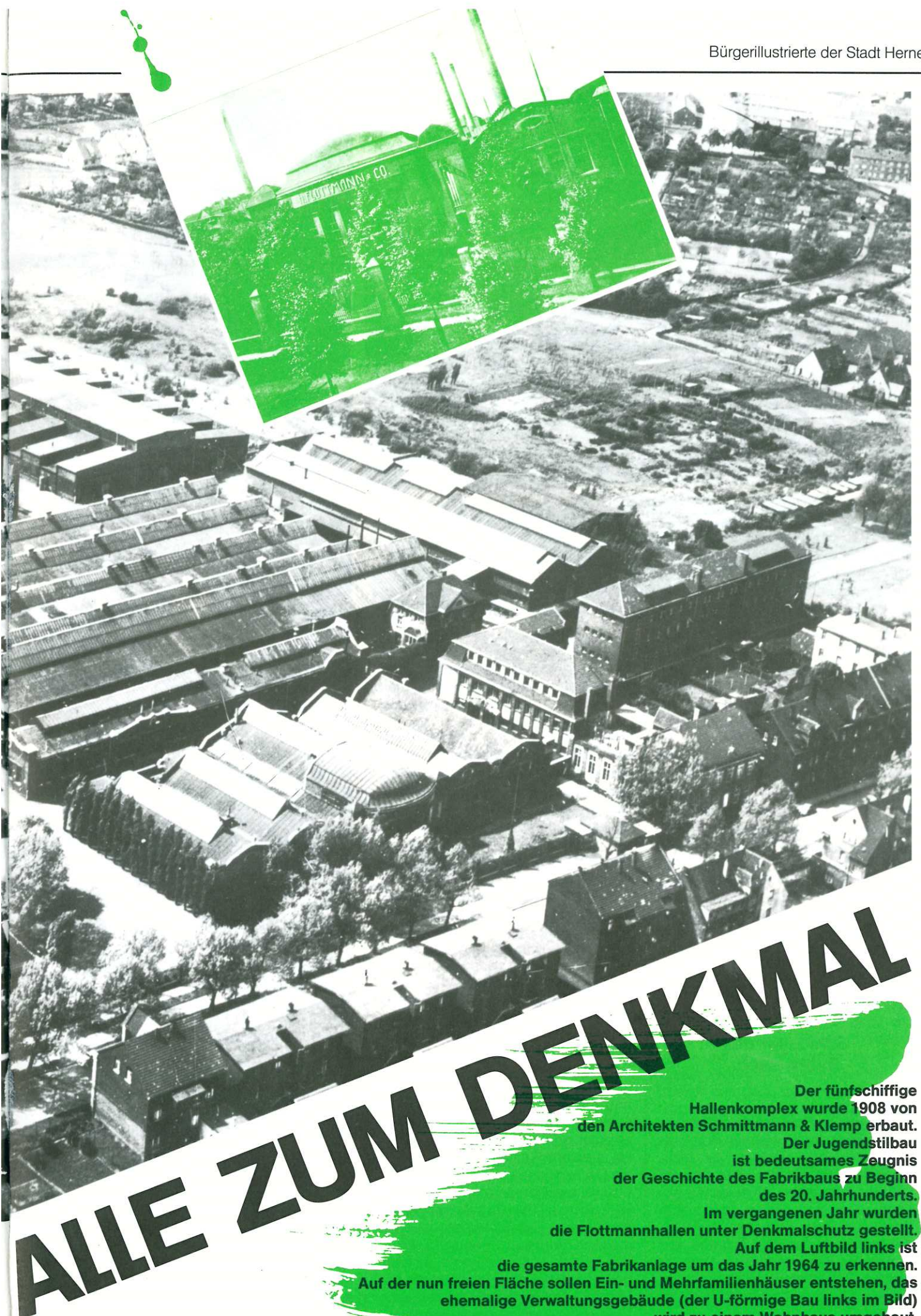
Schließlich gelten Schornsteinfeger ja als Glücksbringer.

Im Februar 1984 wurden die Flottmannhallen unter Denkmalschutz gestellt. Gleichzeitig war dies auch der Ausgangspunkt für weitergehende Überlegungen hinsichtlich der Nutzung des Hallenkomplexes. Er wird nach dem Willen des Rates zukünftig Bürgertreff sein und darüber hinaus ein Ort, an dem Theatergruppen, Sportler, Künstler und Musiker ein Domizil finden. Mit der Frage, was die Flottmannhallen so denkmalwert macht, befaßt sich Heide Amthor-Zeppenfeld in ihrem Beitrag.

Wie läßt sich folgendes interpretieren: Im Herner Stadtarchiv gibt es einen von den Flottmann-Werken selbst verfaßten tabellarischen Überblick über die Geschichte des 1869 in Bochum gegründeten, 1902 nach Herne verlegten Betriebes bis 1980. Es ist typengenau verzeichnet, wie der „Flottmann-Hammer seinen Siegeszug in alle Welt antrat“, wann der hunderttausendste Hammer ausgeliefert wurde, wann der „wassergekühlte Einzylinder-Dreidruckraum-Kompressor MG für stationären Industrieinsatz“ entwickelt wurde, wie es weiterging bis zum „kleinsten fahrbaren Schraubenkompressor Typ Flottair 6.20, Schlagwerkzeug CK 16...“ Vergebens sucht man allerdings in dieser Fleißarbeit nach den „Werken“ in Gestalt ihrer eindrucksvollen Architektur im Herner Süden. Und hätten sich nicht einige berufsmäßige Denkmalpfleger, Herner Bürger und Politiker, kräftig abgestrampelt, dann wären die Hallen inzwischen ohne Ausnahme bis auf den letzten Ziegelstein verschwunden. Es wäre nach der Verlegung des Flottmann-Betriebes an die Baukauer Straße und dem Abriß der fast achtzig Jahre alten Gebäude genau das eingetreten, was der große preußische Baumeister Karl Friedrich Schinkel vor 170 Jahren angesichts des damaligen Raubbaus am Erbe der Vergangenheit als Schreckensbild ausmalte: „Wenn jetzt nicht ganz allgemeine und durchgreifende Maßregeln angewendet werden, diesen Gang der Dinge zu hemmen, so werden wir in kurzer Zeit unheimlich nackt und kahl, wie eine neue Colonie in einem früher nicht bewohnten Lande dastehen“. Diese „Maßregeln“ existieren nun in der Form der Denkmalschutzgesetze, die den fünfteiligen Hallentrakt an der Flottmannstraße und das Verwaltungsgebäude vor dem Abbruchbagger retten.



VON DER FABRIKH



ALLE ZUM DENKMAL

Der fünfschiffige Hallenkomplex wurde 1908 von den Architekten Schmittmann & Klemp erbaut. Der Jugendstilbau ist bedeutsames Zeugnis der Geschichte des Fabrikbaus zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Im vergangenen Jahr wurden die Flottmannhallen unter Denkmalschutz gestellt. Auf dem Luftbild links ist die gesamte Fabrikanlage um das Jahr 1964 zu erkennen. Auf der nun freien Fläche sollen Ein- und Mehrfamilienhäuser entstehen, das ehemalige Verwaltungsgebäude (der U-förmige Bau links im Bild) wird zu einem Wohnhaus umgebaut.



Ausstellungshalle mit Versandhalle, Schmiede und Schlosserei der Firma Schlottmann bilden den jetzt unter Denkmalschutz stehenden Komplex.

Dieses Ensemble ist als einziges der gesamten Fabrikanlage erhalten geblieben.

Nach Ansicht von Experten dürften die Flottmannhallen auch Vorbild für die 1914 entstandene Volksbühne in Berlin gewesen sein.

Warum also fehlen in der Firmengeschichte von „Flottmann“ jegliche Angaben über den Bau der Hallen? Entsprechend findet sich übrigens auch kein Wort über das einstige Werkstor, das im schönsten Jugendstil 1900 auf der Pariser Weltausstellung dem Herner Fabrikanten ins Auge fiel und von ihm angekauft wurde. 1968 landete es dann im Emschertalmuseum, wo es heute nach sorgfältiger Restaurierung im Schloßhof die Besucher in Verzückten versetzt. Der Erwerb dieser Kostbarkeit zur Verschönerung einer Fabrik und die Errichtung der Gebäude in „einer Gesamtanlage wie aus einem Guß“ – so sagt der Denkmalpfleger – sind wichtige Abschnitte der Herner Geschichte, und es ist falsche Bescheidenheit, sie als Leistung ihrer Auftraggeber und Architekten zu übergehen.

Schlösser des Ruhrgebiets

Der jetzige Chef des Westfälischen Industriemuseums, Helmut Bönninghausen, vorher zuständig für technische Kulturdenkmale, sieht dies so: „So wie Köln seine romanischen Kirchen pflegt und andere Städte ihre Barockschlösser, so haben die Ruhrgebietskommunen die Aufgabe, die denkmalwürdigen Industrieanlagen zu erhalten. Kulturhistorisch haben sie den gleichen Rang wie Kirchen und Schlösser“.

Hernes Troubadour „Adolf Tegemeier“ pflegt Fernseh-Nachhilfestunden mit der Einsicht zu begleiten: „Was man nicht selber weiß, das muß man sich erklären . . .“, oder erklären lassen. Es ist bedauerlich, wenn es an Geschichtsbewußtsein und Kenntnis über den eigenen Standort in dieser Geschichte fehlt. In einzelnen Fachfragen darf man sich in seinem Urteil beraten lassen. Keinem, der mit offenen Augen vor dem alten Maschinenhaus von Teutoburgia steht (dezent gegliedert durch Elemente der Backsteingotik), oder vor den Flottmann-Hallen, wird entgehen, daß diese Gebäude auf eine heute vielleicht geheimnisvolle Weise „schön“ sind. Damit kann sich ein Denkmalpfleger natürlich nicht begnügen. In der Begründung des Denkmalwertes der zu erhaltenden Flottmann-Hallen unternahm Helmut Bönninghausen einen kleinen Ausflug in Kunst- und Architekturgeschichte:

„Aus dem Jahre 1908 datiert der Entwurf der Architekten Schmidmann und Klemp für eine Ausstellungshalle mit Versandhalle, Schmiede und Schlosserei. Der Bau ist in Backstein errichtet und unter Verwendung von Haustein und Putzflächen dekoriert. Auf die Dachkonstruktion, vorwiegend aus Eisenfachwerkbindern, ist besonders im mittleren Teil (Ausstellungshalle) hinzuweisen. Die Schauseite ist symmetrisch gegliedert. Kernstück bildet die in der Mitte gelegene, konvex gewölbte Front der Ausstellungshalle. Vor dem Gebäude befindet sich eine Einfriedung aus Gittern zwischen Back-



Die Umbauarbeiten in der ehemaligen Versandhalle gehen zügig voran. Mit erheblichem Kostenaufwand wurde die gesamte Dachverglasung instantgesetzt. Schon jetzt kann man erkennen, daß der frühere Hallencharakter auch nach der Renovierung erhalten bleibt.



Theater- und Musikgruppen, Vereine und Künstler werden zukünftig in der ehemaligen großen Versandhalle Veranstaltungen und Auftritte organisieren können. Stadt und Land haben für den Umbau die entsprechenden Mittel bereitgestellt.

stein Pfeilern. Das Gebäude zeigt die Formensprache des ausklingenden Jugendstils von sachlicher Strenge und Monumentalität.“

Die Erbauer der Flottmann-Hallen waren mehr als Provinzgrößen. Sie schufen – wie die Denkmalpfleger loben: „ein Stück richtungsweisender Architektur jener Zeit“.

Kunst und Kultur in Fabriken

Besonderer Gag: Die Münsteraner Denkmalpfleger können von Flottmann aus Vergleiche in die große weite Welt hinein ziehen. Sie entdeckten, daß der „mit der Herner Hallenfront vollzogene Baugedanke einer schlichten Monumentalbaukunst in auffallender Ähnlichkeit ein zweites Mal vollzogen worden war“, und zwar an der „Volksbühne“ 1914 in Berlin am Bülowplatz. Fotos dokumentieren es: die „Verwandtschaft“ ist nicht zu leugnen. Verständlicherweise ist die Volksbühne als Theater aufwendiger gestaltet, und dort, wo in Herne die Aufschrift unterm Dach schlicht „Flottmann-Werke“ meldet, dröhnt ihr Spruchband: „Die Kunst dem Volke“. Nun ist nicht zu leugnen: Die Flottmannhalle der Ruhrgebietsarchitekten Schmidtman und Klomp war „eher da“. Spekulieren wir ein wenig: der Erbauer der Volksbühne, Oskar Kaufmann, gewürdigt als „eine der schillerndsten Gestalten deutscher Theaterbaukunst“, gebürtiger Ungar, studierte in Karlsruhe, arbeitete zeitweilig in Bielefeld, hatte also Kontakt zu hiesigen Gefilden. Vielleicht auch zu hiesigen Architekten? Wie auch immer:

Die große Verwandte in Berlin

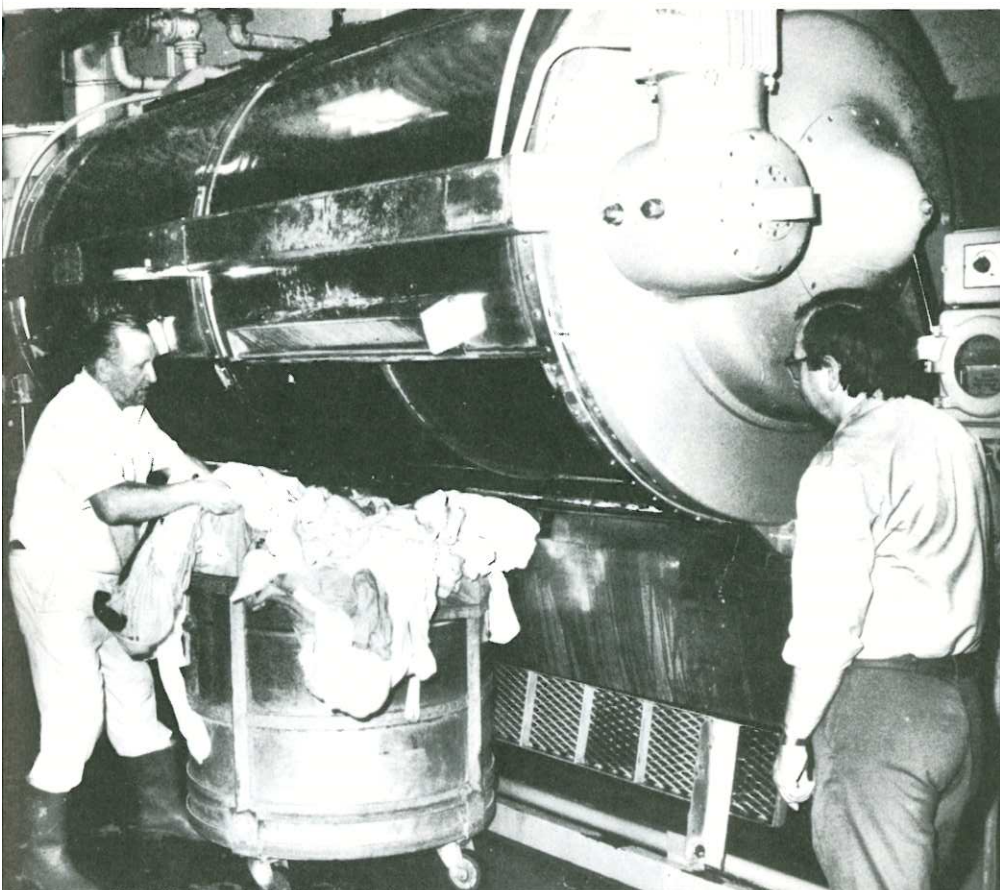
Mit Hilfe des Landes werden die Hallen nun zur „Öffentlichen Begegnungsstätte und Freizeitanlage“ umgestaltet. Wird das im Sinne der Werbung des Kommunalverbandes auch ein „starkes Stück“ für Herne mit überörtlicher Bedeutung? Das wird von dem Mut und der Experimentierfreude der Kulturpolitiker abhängen und den Freiräumen, die sie Kultur und Künsten gewähren. Eines kann man voraussagen: Mit dem grünsten Grün wird man keine potentiellen Urlauber ins Revier holen, und wer sich Sorgen um seine Gesundheit macht und Angst hat vor „dicker Luft“ wird nicht von himmelblauen Postkarten, sondern durch Meßwerte der Gewerbeaufsicht zu überzeugen sein, daß hier nicht alle mit Gasmaske herumlaufen. „Werben“ um Aufmerksamkeit müssen Kommunen wie Herne, indem sie neugierig machen, durch und auf etwas, was es so nur hier und nicht anderswo gibt. „Kunst und Kultur in Fabriken“ von München bis Hamburg ist zwar nicht mehr neu, aber immer noch eine unausgeschöpfte Chance. Mal sehen, was die Herner draus machen.

Auch in dieser Ausgabe der Bürger-illustrierten setzen wir die Serie mit Berichten über Herner Wirtschaftsunternehmen fort. Nachdem wir das letzte Mal der Chemischen Industrie unser Augenmerk geschenkt haben, rücken wir dieses Mal einen gänzlich anderen Vertreter ins Blickfeld: ein Unternehmen aus der Bekleidungsbranche. Richard Loesch hat für uns vor Ort recherchiert.

Die Angaben sind geeignet für das Guinness-Buch der Rekorde. Mit dem Wäscheberg, der täglich das Herner Werk der Firma AlSCO verläßt, könnte man ohne weiteres einen Güterzug beladen. Die Handtuchrollen, die pro Tag an die Kunden ausgeliefert werden, würden aneinandergereiht die Strecke von Hamburg bis München abdecken – über 800 Kilometer. Kleidermachen Leute – auch am Arbeitsplatz. Für das Dienstleistungsunternehmen, das seit 1967 auch in der Stadt an der Emscher ansässig ist, hat sich der Slogan längst bezahlt gemacht. Die Liste der Kunden, die den AlSCO-Service in Anspruch nehmen, wird von Jahr zu Jahr größer. Rund 6000 Betriebe aller Art, angefangen vom Bergbau und der Fleischwarenindustrie bis zum Elektronik-Unternehmen, wissen mittlerweile die Dienstleistungen von AlSCO zu schätzen. Ob es sich um den „Blaumann“ für den Kfz-Mechaniker handelt oder um einen Arztkittel – AlSCO liefert in Sachen Berufskleidung alles, und zwar tip-top gereinigt, gebügelt und – falls nötig – ausgebessert und auf Vordermann gebracht.



„Kleider machen Leute“



**Für Berufskleidung
gibt es keine Prêt-à-porter Schauen.
Auch dürften sich kaum berühmte Modeschöpfer
das kreative Köpfchen über Schnitt- und Stoffmuster
für Kittel und Overalls zerbrechen.
Den Herner AlSCO-Werken kommen dagegen
die Berufskleider gerade recht.
In ihren Spezialmaschinen werden „Blaumänner“ ebenso gereinigt
wie Arbeitshandschuhe und Handtuchrollen.
Da hat selbst der hartnäckigste
Schmutz keine Chance.**

Die Firma AlSCO gehört zur amerikanischen „Steiner-Corporation“ mit Sitz in Salt-Lake-City. Das Gesamtunternehmen existiert seit 95 Jahren und ist in der ganzen Welt vertreten – mit etwa 100 Betrieben. In der Bundesrepublik faßte der Konzern 1956 Fuß, und zwar in Köln. Hier befindet sich auch heute noch die Hauptverwaltung von AlSCO. Weitere Niederlassungen gibt es u.a. in Hamburg, Hannover, Düsseldorf, Frankfurt und München. Herne ist nach Köln der zweitgrößte Betrieb in der Bundesrepublik.

Als Untermieter bei den Flottmann-Werken im Herner Süden hatte AlSCO vor fast 18 Jahren begonnen. Schon zwei Jahre später siedelte die Firma in einen Neubau nach Baukau um, an die Rottstraße gegenüber von Blaupunkt. Zweimal wurde seitdem erweitert. Die Zahl der Mitarbeiter – vorwiegend Frauen – stieg von zehn auf rund 100. Und das Ende der Fahnenstange ist noch nicht in Sicht. Innerhalb der nächsten fünf Jahre will der Dienstleistungsbetrieb – übrigens einer der ersten, die sich auf dem neuen Industriegebiet in Baukau niedergelassen haben – nach Auskunft von Niederlassungsleiter Wolfgang Schumacher „eine weitere Schuppe drauflegen“.

Die Firma AlSCO zählt zu den größten ihrer Art. Der Einzugsbereich des Herner Werkes umfaßt das gesamte Ruhrgebiet. Täglich sind 20 Lastwagen unterwegs und beliefern die Kunden. Neben der Berufskleidung werden auch Stoffhandtücher, Seifenspender sowie Tisch- und Bettwäsche an die Gastronomie vermietet – Service eingeschlossen. Arbeitshandschuhe, die früher völlig verdreckt in der Mülltonne landeten, werden chemisch gereinigt. Dadurch erhöht sich ihre „Lebensdauer“ in der Regel um das Zehnfache.

Übrigens: Immer mehr Firmen, so weiß man bei AlSCO zu berichten, gehen dazu über, mit Hilfe der Arbeitskleidung ihrer Mitarbeiter für sich zu werben. Weiß auf blau oder rot springen dem Kunden Namen und Embleme der Unternehmen in die Augen. In vielen Fällen finden auch die Hausfarben der Betriebe ihren optischen Niederschlag. Schumacher: „Der eintönige und uniforme Blaumann befindet sich auf dem Rückzug. Die Firmen gehen immer mehr mit der Mode. Auch die Arbeitskleidung soll ein bißchen nach was aussehen.“

Wer hat nicht als Kind schon mal versucht, kleine Zauberkunststücke vorzuführen. Bei den meisten ist es dann bei diesen ersten, dilettantischen Versuchen geblieben. Manch einer jedoch wird noch im fortgeschrittenen Alter vom Zauberfieber gepackt – und nicht mehr losgelassen. Von zwei solchen Zauberlehrlingen – und heutigen Meistern – erzählt folgender Beitrag von Sibylle Raudies.

Gestatten? Volker und Gerd. Beruf Magier! – Magier? Gedanken an unnahbare, seriöse Herren im gesetzten Alter mit finsternen, bedeutungsschweren Mienen, das Abrakadabra beschwörend und Simalabim murmelnd, dunkel gewandert, wortkarg und geheimnisumwittert lassen sich bei diesem Wort kaum verdrängen. Mit dem Zauberduo Volker Müller aus Herne und Gerd Winkler aus Bochum hat dies allerdings herzlich wenig zu tun. Die beiden fröhlichen jungen Männer fröhnen zwar den zauberhaften Künsten, von finsternen Mienen oder gar Wortkargheit kann bei ihnen jedoch nicht die Rede sein.

Von dämonischer Geisterbeschwörung und übernatürlichen Zauberkräften wollen sie nichts wissen. Sie sind mit beiden Füßen überaus irdischem Boden verbunden. Ihre Geheimnisse sind bezaubernde Komik und Schlagfertigkeit.

Behaupten sie zumindest – und auf den ersten Blick scheint dies auch zuzutreffen. Sie stehen auf der Bühne, scherzen, versuchen kleine Tricks, die zunächst nicht zu klappen scheinen; die Lacher in den Zuschauerreihen sind auf ihrer Seite. Ein paar „Kleinigkeiten“ dann, das Kaninchen aus dem Hut, der schier endlose Schal aus dem Ärmel lassen erkennen, daß hier mehr als nur Spaß gemacht wird. Und wenn Volker dann als Jungfrau mit Bart von einem sternensäten Tuch bedeckt, über die Bühne schwebt, gesellt sich zum herzhaften Lachen eine gehörige Portion Staunen. Wie kann das nur funktionieren???



Die große Illusion



**Als Kinder hatten sie nur Spaß
an kleinen Zauberkunststücken,
als Erwachsene haben sie das Zaubern zum Beruf gemacht.
Inzwischen kann das Duo Volker und Gerd
längst internationale Erfolge verbuchen.
Bei den nur alle drei Jahre
stattfindenden Weltmeisterschaften
belegten sie in diesem Sommer in Madrid
einen ausgezeichneten fünften Platz.
Gerd Müller wurde gar in der Sparte Karten-Magie
Vizeweltmeister.**

So offen und gesprächig die beiden auch sind, so wenig sie versuchen, sich mit geheimnisvollem Mythos zu umgeben: ihre Tricks verraten sie dennoch nicht. Auch nicht die kleinsten. Denn: Das ist bei der weißen Magie oder auch der Comedy-Magie, wie sie ihr Metier bezeichnen, Ehrensache. Ein Zauberer bezaubert und schweigt.

Volker: „Einen Trick, den ich jemandem einmal erklärt habe, kann ich ihm nie mehr zeigen, damit kann ich ihm nie mehr eine Freude machen.“ Klingt plausibel, trotzdem juckt es dem wißbegierigen Laien selbstverständlich in den Fingern, die Zauberkiste zumindest einen Spalt breit öffnen zu dürfen. Aber Berufsehre ist Berufsehre.

Das ist bei Zauberern untereinander übrigens nicht anders. Die beiden sind Mitglieder des Magischen Zirkels von Deutschland (MZvD) und der International Brotherhood of Magicians (IBM). Auf großen magischen Kongressen, beteuert Volker, würde es niemand wagen, einen Kollegen nach einem Trick zu fragen. Man darf es selbst versuchen, und wenn der Meister gnädig gestimmt ist, erklärt er vielleicht, was falsch war, was man geschickter machen müßte. Vielleicht.

Im MZvD sind die beiden seit fünf Jahren organisiert. Sie befinden sich dort nicht nur in guter Zauberergesellschaft. Auch andere schillernde Prominenz wie Sepp Maier und dereinst Peter Frankenfeld, zeitweilig gar Muhammed Ali, schafften die Aufnahmeprüfung, die wahrlich kein Hokuspokus ist. Ein halbes Jahr haben sie damals dafür gepaukt und gegaukelt, zunächst bei Kerzenlicht, damit „schummeln“ weniger auffiel.

Daß sie ihr zauberhaftes Metier verstehen, das steht heute außer Frage. 1983 gewannen Sie die Europameisterschaft der Zauberer, die Titel des Westdeutschen und Deutschen Meisters sicherten sie sich ebenfalls. Ihr Paradestück ist die große Illusion. Die notwendigen Utensilien dafür haben sich die beiden – es mutet geradezu desillusionierend an – auf Volkers Dachboden zusammengezimmert. Der Versuch, das Drumherum des zwölfminütigen, verwirrenden Ergebnisses in Form einer perfekten Zwei-Mann-Show zu beschreiben, muß, wie von Zauberhand gehemmt, scheitern. Höhepunkt jedenfalls ist der zunächst unbemerkte Austausch von Volker und Gerd. „Sogar international bekannte Kollegen haben uns bei der Europameisterschaft gestanden, daß sie nicht herausbekommen konnten, wie aus Volker Gerd und aus Gerd Volker wurde“, freuen sich die beiden. Von einem Kollegen natürlich das höchstmögliche Lob.

Fotos: Walther Müller, Agentur



Zu den Höhepunkten jeder Zaubershow gehört die Nummer mit der schwebenden Jungfrau. Klar, daß beim rein männlichen Duo Volker und Gerd einer der beiden Herren die Frauenrolle übernehmen muß. Volker macht das Unmögliche wahr und schwebt unter einem sternenübersäten Tuch über die Bühne. Bei leichteren Kunststücken werden auch schon mal Zuschauer zum Mitmachen animiert. Zaubern und verzaubern lassen, das ist hier keine Frage.



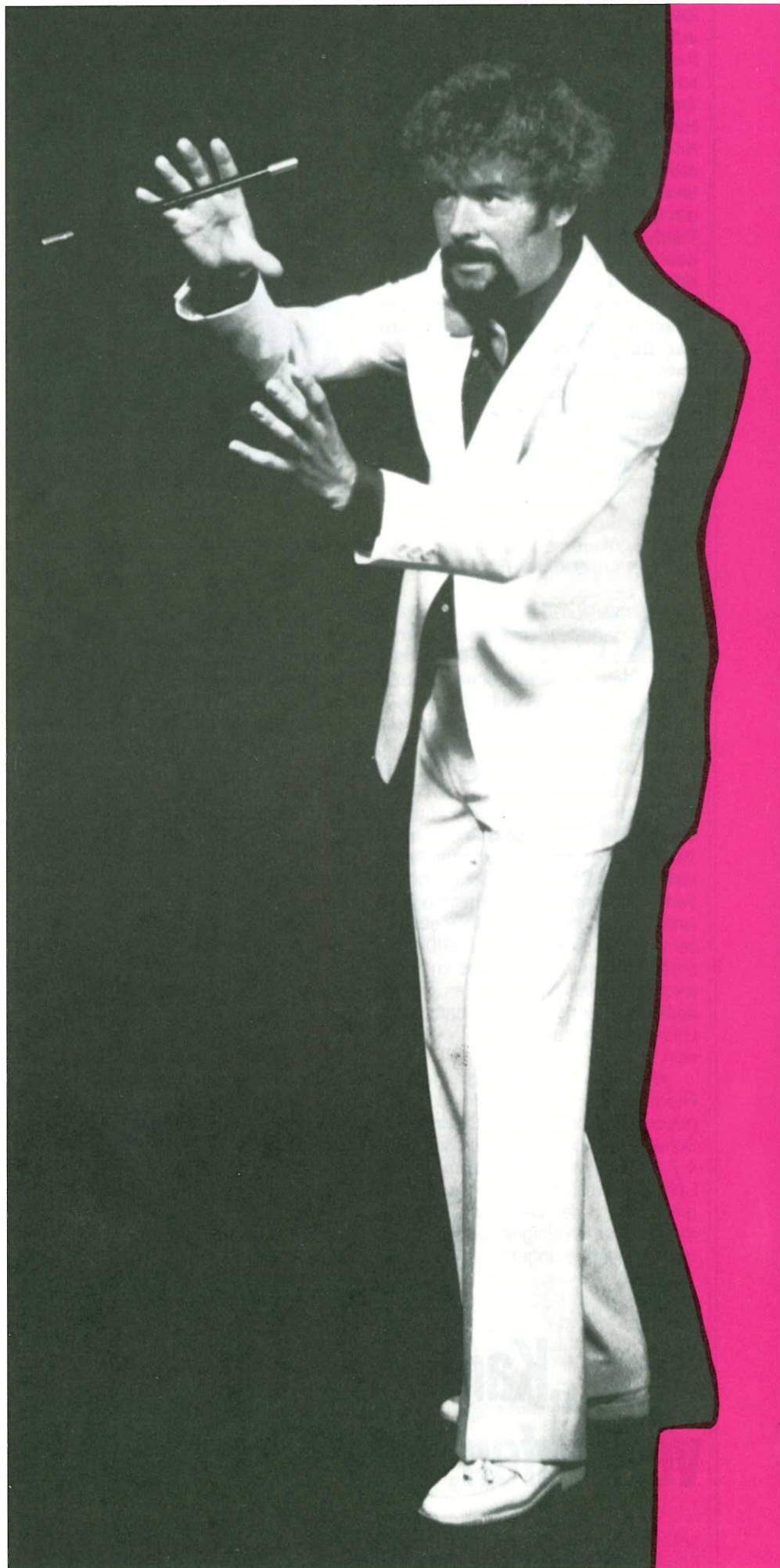
Auf den Pfad der Magie gerieten die beiden zunächst getrennt, vor rund acht Jahren. Zwar hatten beide als Jungen schon mal mit einem Zauberkasten hantiert, die kleine Trickkiste jedoch bald wieder beiseite geschoben.

Wie kommt man als Erwachsener wieder dazu? „Man muß jemanden kennen, der zaubert. Von alleine kommt man nicht darauf. Wenn man jedoch wieder einmal beim Zaubern zugeschaut hat, dann kann es einen schon packen“. Bei Volker war dieser jemand ein Bekannter, bei Gerd ein Mitglied der Band, in der er Musik machte.

Gerd verlegte sich sehr schnell auf die komische Zauberei, während Volker zunächst mit „Bierernst“ an die Sache ging. Kennengelernt haben sie sich dann 1978 in einem Herner Zauberclub. „Wir merkten bald, daß wir uns gesucht und gefunden hatten. Gerd steckte mich mit seiner witzigen Art an, wir beschlossen, zusammen zu arbeiten“, erinnert sich Volker. Ganz ohne nekkisch verpackte Assistentin, sondern als zwei gleichberechtigte Kollegen.

Die sich aufeinander verlassen können. „Auf der Bühne leben wir von der Inspiration und dem Publikum. Bei uns gibt es keine einstudierten Sätze, es kann durchaus passieren, daß der eine auf einmal auf der Bühne einen Witz erzählt, den der andere noch gar nicht kennt, oder einen Trick „drauflegt“.

Kann jeder zaubern lernen? „Bis zu einem gewissen Grad schon, das ist reine Übung, aber zwischen Können und Beherrschen besteht ein riesiger Unterschied. Ein bißchen Talent gehört doch dazu, wenn man nicht nur im Familienkreis bestaunt werden möchte“, geben die beiden zu. Ihre „eigentlichen“ Berufe sind wenig mythisch angehaucht: Volker ist gelernter Fernmeldetechniker, Gerd Masseur. Fingerspitzengefühl allerdings brauchen beide auch dabei. Gerd ist mittlerweile Zaubler-Profi, Volker zieht langsam nach. Gerds Steckenpferd sind übrigens die Zauberkarten, mit denen er auch schon einige Titel gewinnen konnte. Aber auch in diese läßt er sich nicht hineinschauen. Aus dem magischen Nähkästchen plaudern Zauberer nun einmal nicht gern. „Jeder, der mag, kann sich unsere Künste ja in einer Vorstellung anschauen und versuchen, dahinterzukommen“, entgegenen die beiden bezauberten Neugierigen beharrlich. Also bitte ... Gestatten?



Zum 75jährigen Jubiläum der Gräffschule, 1984, erschienen einige Presseberichte. Eine der interessantesten Geschichten zu diesem Jubiläum ist aber bisher nur einer Handvoll Menschen bekannt, den Kolleginnen und Kollegen aus dem städtischen Presseamt. Denen flatterte nämlich im vergangenen Jahr ein Briefchen nebst Fotos auf den Tisch, in dem Reinhard Frie von seinen ganz persönlichen Erlebnissen mit dieser Schule erzählt. Wir fanden dies so lebensnah beschrieben, daß wir es den Lesern der Bürgerillustrierten nicht vorenthalten möchten. Reinhard Frie ist ein 84jähriger Herner, der seit einigen Jahren in einem Altersheim lebt, aber noch mit wachem Geist die Dinge verfolgt, die so jeden Tag in seiner Stadt passieren.



Anlässlich der 75jährigen Wiederkehr des Bestehens der Schule an der Gräffstraße möchte ich meinen verehrten Mitbürgern ein Abbild der Schule, dieses herrlichen Prachtbaus, wie er in Wirklichkeit nach Vollendung mit dem Turm aussah, nicht vorenthalten. Ich schätze, daß ich alleiniger Besitzer eines solchen Bildes bin. Denn bisher wurde die Schule in der Presse nur unvollständig ohne Turm gezeigt. Ein Düsseldorfer Architekt soll der Erbauer der Schule gewesen sein. Für manchen Herner möge es ein erinnerungswürdiges Angedenken sein. Die Aufnahme kann 1910–1911 entstanden sein. Ich fand es im Familienarchiv. Mein Vater gab es mir für später zur Erinnerung. Vom damaligen Geschehen soll noch weiter die Rede sein.

Als Sohn des Schlossermeisters Friedrich Frie wurde ich am 13.6.1901 geboren. Auf dem Foto sitzt meine liebe Schwester neben mir. Sie erblickte am 4.7.1909 in der Schule Gräffstraße das Licht der Welt, dem damaligen wohl größten Haus der Stadt Herne. Mit Wehmut berichte ich einiges gern und manches Unschöne ungern.

Mein Vater war der erste Schuldienner der Schule Gräffstraße 43. In der handschriftlich geschriebenen Anstellungsurkunde der Schuldeputation hieß es unter anderem, „das Gehalt wird auf monatlich 110 Mark festgesetzt, bei freier Wohnung und freiem Brand. Frie kann Nähmaschinen verkaufen, um sein Gehalt aufzubessern, mit der Bedingung, daß die Reinigung der Schulräume nicht darunter leidet.“

Der 1. April 1909 wurde für den Einzug festgesetzt; der Schulbetrieb begann etwas später.

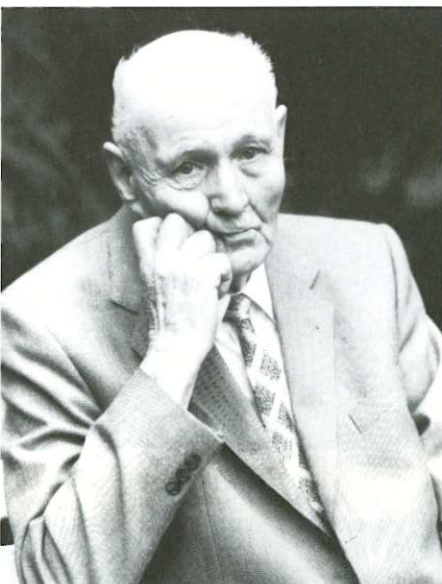
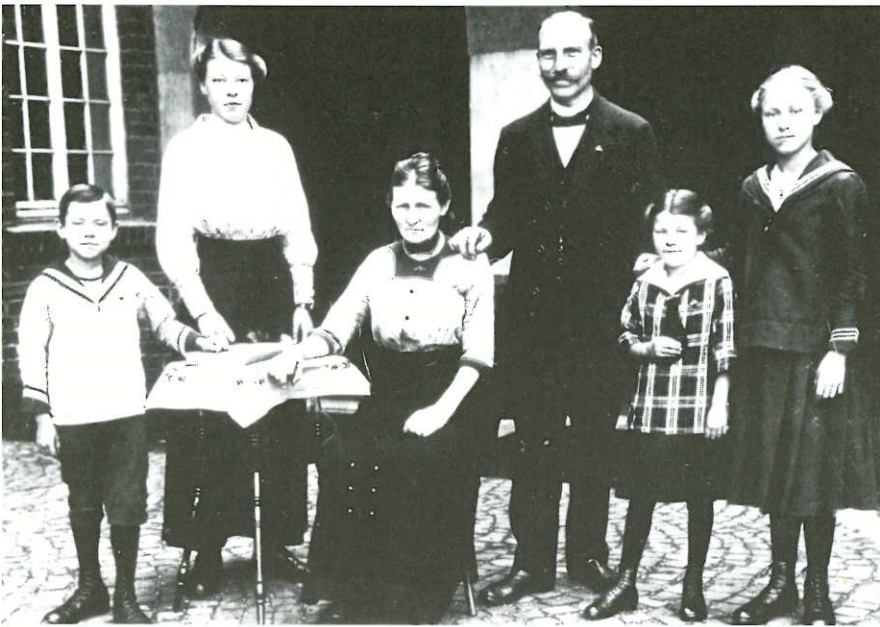
Die Reinigung beider Flügel Gräffstraße und Overwegstraße lastete auf unserer Familie schwer. Damals waren zu reinigen: zirka 12 Klassen, Aula und Turnhalle, zwei Konferenzzimmer und zwei Rektorenzimmer. Ferner vier große Toiletten. Unglaublich, wenn es nicht wahr wäre, ein solches Pensum an Arbeit zu verrichten. Eltern und Geschwister mußten fest zupacken. (Ich übertreibe nicht!) Jede finanzielle Hilfe für eine Putzfrau wurde von der Stadt abgelehnt. Bei später noch zusätzlichen Klassen kam noch mehr Arbeit hinzu!

Hinzu kam noch die Betreuung der Heizung (Koksheizung) namentlich im Winter, mit vier großen Kesseln der Firma Göhmann & Einhorn, Dortmund. Die Kessel konnten nur mit der Schaufel handgefüllt werden. Dabei mußten mein Bruder und ich helfen. Beide Flügel mit der vorgeschriebenen Wärme zu versorgen, war sehr schwer.

Nach dieser Arbeit machten mein Bruder und ich erst abends unsere Schularbeiten. Wir waren nicht Schüler der Gräffstraße, sondern der Kirchhofstraße. Außer wirklich liebgewordenen Pädagogen gab es zwei Lehrer, die nur als erbärmliche Sadisten genannt werden können! Wir mußten zum Beispiel in der Geographiestunde etwas wiederholen. Eine Stadt namens Dehli in Indien wußte ich nicht. Frie bist reif – rauskommen! 18 Schlag wurden gezählt. Vorne in der ersten Bank mußte der Schüler meinen Kopf festhalten, damit der Lehrer sein Opfer über der Bank besser auspeitschen konnte. Es erging vielen so. Auch ein weiterer Lehrer war ein Sadist, der unbarmherzig auf die Finger schlug. Wenn ich noch weiter abschweife, so tue ich es hier, um unseren verehrten Musiklehrer, der auch in anderen Fächern unterrichtete, zu loben. Er lehrte ohne Stock!

Unter den obwaltenden Umständen und mit zunehmender Belastung und selbst nach vielen Bitten um Aufbesserung des Gehaltes, die abgelehnt wurden, blieb meinen Eltern nur noch übrig, ihren Arbeitsplatz aufzukündigen und auszuziehen. Es war 1912. Das Lehrpersonal sah uns ungern scheiden. Ein neuer Schuldienner wurde eingestellt. Nach nicht langer Zeit kamen Klagen über ihn. Auch war die Heizung kaputt. Ihm wurde gekündigt.

„Kann Nähmaschinen verkaufen, um sein Gehalt aufzubessern“



An seine Jugendzeit erinnert wurde Reinhard Frie anlässlich der Feiern zum 75 jährigen Jubiläum der Schule an der Gräffstraße. Einige Jahre arbeitete nämlich sein Vater in dieser Schule als Schuldiener. Damals mußten auch die Kinder beim täglichen Säuberungsdienst zupacken. Mit seiner jüngeren Schwester Lina wohnt er heute in einem Altersheim an der Düngelstraße. Wer genau hinsieht, entdeckt auf dem Turm der Gräffstraße eine Frau und ein kleines Mädchen (Foto oben links).

Rektor Kunst, ein Pädagoge ohne Tadel, rühmliche Ausnahme, traf meinen Vater auf der Straße, „Herr Frie, Sie können wieder einziehen in die Schule. Melden Sie sich, die Stadt hat es eingesehen“, sagte er wohl.

Meine Eltern zogen wieder ein. Mit Aufbesserung des Gehaltes bis zirka 80 Mark monatlich! Diverse Sonderarbeiten wurden noch vergütet. Ein finanzieller Betrag für eine Putzhilfe wurde auch dann noch nicht geleistet. Eine Frau aus der Nachbarschaft tat ihren Dienst fürs Essen.

Bis fast zur Beendigung des 1. Weltkrieges versahen meine Eltern und Geschwister ihren Dienst in der Schule.

Noch eines Mannes zu gedenken, ist Ehrensache. Es war der damalige Direktor Meyer von der Zeche Shamrock. Er betrat gelegentlich unseren Turm, um Aufnahmen von seiner von ihm verwalteten Zeche Shamrock zu machen. Er machte auch Aufnahmen unserer Familie. Es kann auch sein, daß er meine Eltern in der Misere unterstützt hat.

Vom Turm aus hatten wir öfter Gelegenheit, Schönes zu sehen. Zum Beispiel sahen wir den Zeppelin, der angekündigt war, direkt vor uns mit Kurs nach Süden. Es soll der Zeppelin gewesen sein, der in Echterdingen gestrandet ist. Auch den Halleyschen Kometen sahen wir. Es waren damals Sensationen.

Gern füge ich hinzu: Nach Vollen- dung des Schulgebäudes 1909 kamen Leute von nah und fern, namentlich sonntags, diesen Prachtbau (nur eine Elementarschule) zu besichtigen! Lehrer und Lehrerinnen waren viele darunter.

Die Fotos stammen aus Familienbesitz und dem Presse- und Informationsamt

Sport ist bekanntlich die schönste Nebensache der Welt, auch wenn sie von manchen inzwischen blutig ernst genommen wird. Aber davon soll hier nicht die Rede sein, vielmehr von einem Verein, der in erster Linie dem Breitensport frönt. Willi Wachull war am und auf dem Wasser beim Wanner Kanu-Verein zu Gast. Seine Erlebnisse hat er im folgenden Beitrag verarbeitet.

Ahoi Sportsfreund! Der maritime Gruß löst beim Binnenländer mitten im Ruhrgebiet zunächst erstauntes Schmunzeln aus. Doch wer da vermutet, er werde veräppelt, liegt völlig falsch. Der seemännische Gruß hat genauso Tradition wie das An- und Abpaddeln der Saison. Die Rede ist von Kanuten, von denen es in unserer Stadt einige hundert Aktive entlang des Rhein-Herne-Kanals gibt. Sie führen ein Schattendasein, sorgen allenfalls für Druckzeilen in der Tagespresse, wenn sie ihre Stadtmeisterschaften austragen. Allerdings gleichermaßen ein gemütliches, abwechslungsreiches und oft sogar aufregendes Schattendasein, wie ein Blick hinter die Kulissen des Wanner Kanu-Vereins (WKV) rasch offenbart.

Die Atmosphäre im Bootshaus an der Alleestraße 47 ist locker und entspannt. Ich fühle mich schnell wohl bei den „Paddlern“ – keine Spur von dem hektischen Drumherum des Leistungssportes. Die WKV-Mitglieder werkeln an ihren Booten, spielen Volleyball auf dem Rasen vor dem Vereinsheim oder genehmigen sich schlicht ein kühles Blondes hinterm Tresen und plaudern über vergangene Kanu-Touren.

Jahresleistungen der Wanner Kanuten von 30 000 Kilometern sind keine Seltenheit. Bei vielen dreht sich auch im Urlaub alles ums Kanu. Die Wildwasser-Cracks suchen auf alpinen Sturzbächen ihre Leistungsgrenze, die Wanderfahrer erobern per Kanu skandinavische Seen. Für jeden ist etwas dabei – der ambitionierte Sportler versucht sich über kurz oder lang am Wildwasser, der Wanderfahrer sucht oftmals die Einsamkeit der unberührten Natur, aber begonnen haben die meisten am Kanalufer.



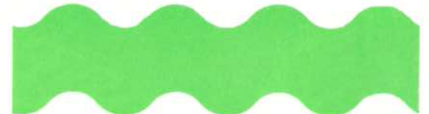
Wildwasserakrobaten



„Mir tun die jungen Leute leid, die heutzutage immer weitere Wege fahren müssen, um optimale Bedingungen zu finden“, meint ein alter Kanu-Hase, „in Westfalen gibt es doch kaum noch was. Die Bäche wurden begradigt und die Flüsse gestaut.“ Allein die Ertf im Bergischen ist zum Wildwassertraining für Kanuten aus dem Revier noch schnell erreichbar.

„Da hättet ihr eure Fotos machen sollen. Gegen die Ertf ist die Lippe nur ein müdes Wässerchen“, so Thomas Bergmann, Sohn des WKV-Vorsitzenden, der als Jugendlicher selbst ein erfolgreicher Slalomfahrer war, vor der Abfahrt zu einer Familien-Wanderfahrt auf der Lippe, die der Fotograf und ich begleiteten.

Ein Sonntag im August, 8.30 Uhr Abfahrt nach Dorsten-Hervest, wo die Boote zu Wasser gelassen werden. Dort angekommen heißt es warten, bis die Autos zum Zielort gebracht worden sind und die Fahrer wieder zurück zum Start kommen. Die Wartezeit überbrücken wir mit Gesprächen und Flachserien rund ums Kanu. „Hast du überhaupt schon mal in so einem Ding gesessen?“, fragt mich Günter Behring, bekannter Spaßvogel der Wassersportfreunde. Da man neuen Erfahrungen immer aufgeschlossen begegnen sollte, sitze ich unversehens im „Einer“, um das ungewohnte Metier kennenzulernen. Ich registriere mit Erstaunen, daß die dünne Polyesterhülle auf jedes Eintauchen des Paddels, auf jede Körperbewegung sofort reagiert. Es dauert keine zwei Minuten und mein Debüt fällt sprichwörtlich ins Wasser.



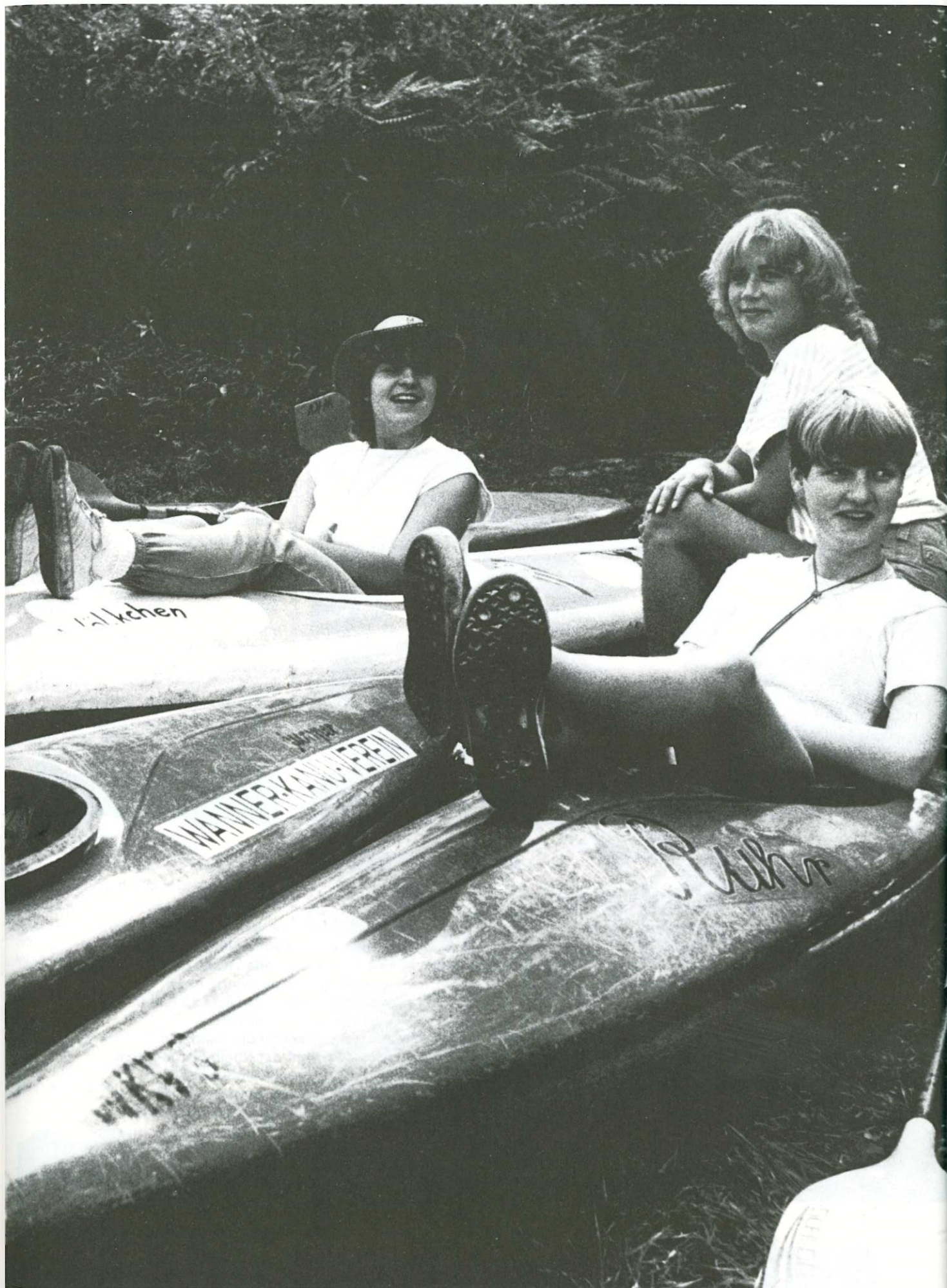
Akrobaten auf dem Wasser sind die Mitglieder des Wanner Kanu-Vereins allesamt. Wer jemals in einem schwankenden Kanu gesessen hat, kann ermessen, wie schwierig es ist, auf dem Wasser das Gleichgewicht zu halten.

Beim Wanner Kanu-Verein beherrschen das schon die Kleinsten. Als Trainingsstrecke dient der Rhein-Herne-Kanal, an dem auch das Bootshaus liegt.

An Sommerwochenenden paddeln oft ganze Familienverbände auf Wanderfahrt die Lippe entlang.

auf dem Kanal







Die „Eskimo-Rolle“ gehört zu den lebenswichtigen Übungen der Kanufahrer. Mit einer Drehung um die eigene Achse kommen so Kanut und Gefährt nach einem unfreiwilligen Tauchmanöver wieder über Wasser. Für Wildwassertraining ist der Rhein-Herne-Kanal nicht geeignet, dafür ziehen die Kanufahrer die Erft im Bergischen Land vor. Nach so einer anstrengenden Fahrt ist ein geruhsames Stündchen am Ufer gefragt, nicht nur bei den Damen.



Mein Respekt vor den Wildwasserakrobaten wächst. „Wenn du nicht einmal dieses träge Wässerchen bändigen kannst, was machen da nur die Wildwasser-Fahrer, die mit ungleich größeren Geschwindigkeiten zu Tal brausen“, ist mein erster Gedanke. Spätestens hier wird klar, daß gute Vorbereitungen das „A und O“ dieses Sportes sind. Viele WKV-Mitglieder sind gleichzeitig Rettungsschwimmer und beherrschen die „Eskimo-Rolle“ im Schlaf. Diese Kanu-Pflichtübung wird im Wanner-Freibad oder auf dem Rhein-Herne-Kanal trainiert, denn ihre Beherrschung kann im Extremfall lebensrettend sein. Der Kanut und sein Gefährt drehen sich dabei um die eigene Achse, vor einsickerndem Wasser durch die Spritzwasserdecke geschützt, die die nahtlose Verbindung zwischen Fahrer und Polyesterhülle bildet.

Wieder wohlbehalten zurück an Land erfahre ich, daß ein unfreiwilliges Bad in der Lippe von den Kanuten ganz und gar nicht geschätzt wird. „Jahrelang war sie durch Industrieabwässer so verreckt, daß es keine Fische mehr gab.“ Es ist zu spüren, daß durch den Sport in der Natur auch das Umweltbewußtsein gestiegen ist.

Nach dem aufheiternden Intermezzo am Start geht die Fahrt gemütlich flußabwärts bis nach Dorsten, wo bei einem befreundeten Club die Mittagspause eingelegt wird. Am Nachmittag erreichen die Wanner Kanufahrer ihr Ziel und beenden den erlebnisreichen Tag mit einem gemütlichen Beisammensein im heimischen Bootshaus.

Auch nach dem Abpaddeln der Saison, das in der Regel im Oktober/November stattfindet, haben die Kanuten genug zu tun. Da werden Boote repariert oder selbst gebaut, da wird am vereinseigenen Bootshaus (Baujahr 1952) gewerkelt. Ganz Unverdrossene machen allerdings auch im Winter Kilometer auf dem Wasser. Der Rest hält sich durch Tischtennis, Fußball oder Laufen fit. Anlaß zum Feiern gibt es natürlich auch, nicht nur beim 50-jährigen, das 1981 begangen wurde.

Übrigens: Der sportliche Erfolg blieb beim Wanner Kanu-Verein 1984 zum ersten Mal seit sechs Jahren aus. Stadtmeister wurde diesmal die Wassersport-Gemeinschaft Wanne (WGW). Einziger Trost für WKV-Vorsitzenden Jürgen Bergmann, daß wenigstens der Nachwuchs den Titel holte. Auch in diesem Jahr blieb dem Verein die Meisterwürde versagt. Das mag den einen oder anderen Sportler traurig stimmen, letzten Endes zählt doch nur der gemeinsame Spaß am Sport. Und der ist sicher nicht abhängig vom Medaillenregen und von Meisterwürden. Oder nur ein ganz klein wenig.

Fotos: Holger Speckmann

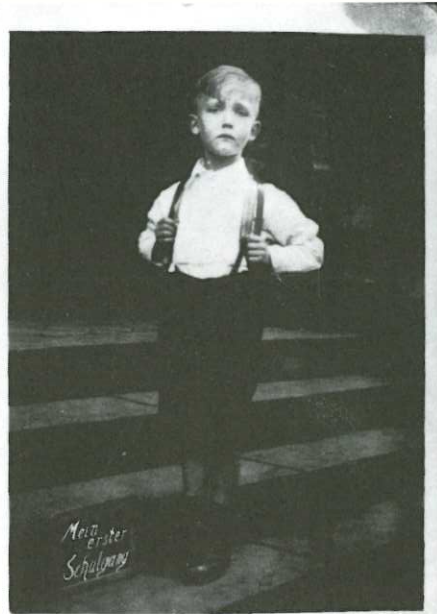
Ein Lebensweg wie aus einem Märchenbuch: der jüngste Sproß einer völlig „normalen“, einer von Tausenden Bergarbeiter-Familien wird Oberbürgermeister seiner Vaterstadt. Und damit ist in Herne fast schon zuviel verraten, denn wer würde nicht jetzt schon auf Willi Pohlmann tippen, der dieses höchste Ehrenamt, das eine Kommune zu vergeben hat, seit nunmehr gut einem Jahr bekleidet.

Dabei ist Hernes neuer OB alles andere als eine Märchenfigur; er ist viel eher der typische Vertreter jener Sorte Ruhrgebietmensch, die wir alle gut kennen aber trotz schlauester Hochschulmethoden nur höchst unvollkommen analysieren können.

Versuchen wir deshalb etwas Einfacheres: den Willi Pohlmann einfach zu befragen und zu beschreiben. Denn auch diese Methode der Annäherung fördert Neues selbst über einen scheinbar Vertrauten zutage. Was ihm denn (um gleich damit anzufangen) am Amte des OB so wichtig sei, fragten wir. „Der Kontakt mit den Menschen“, kam die Antwort ohne Umstände und Pause, „denn hier in Herne kann ich Politik gleich umsetzen, statt überwiegend darüber zu diskutieren, wie im Landtag.“ Und da kennt sich Pohlmann aus, dort hat er das Mandat für den Wahlkreis Herne unangefochten seit 15 Jahren. Dort ist er Vorsitzender des sehr wichtigen Innenausschusses.

Jetzt ist er also Mitglied des Landtags und Oberbürgermeister. Und das hat neben viel Nützlichem für die Beziehungen zwischen dem Rathaus und der Landesregierung, natürlich auch Komplikationen zur Folge; eine davon: man kann seit einiger Zeit den OB nur noch im Laufschrift erleben, weil ihm sonst der Tag zu kurz wird.

Zum Beispiel in seine Amträume im ersten Stock des Herner Rathauses stürmt er nur noch – um seine Vorzimmerdame Karin Tregel mit dem überfüllten Terminkalender und seinen Referenten Manfred Sauer mit Bergen von Akten und Vorgängen warten zu sehen. OB zu sein, heißt schließlich



auch, ja vor allem, Briefe zu schreiben, Reden vorzubereiten, sich mit der Verwaltung abzustimmen oder auseinanderzusetzen, die Sitzungen des Rates und des Hauptausschusses vorzubereiten und zu leiten, im Ältestenrat Verfahrensfragen mit den Fraktionsspitzen von SPD, CDU und Grünen zu lösen. Vor allem aber verpflichtet das Amt zum Aktenstudium, weil sich Aktenberge, so versichert Willi Pohlmann im Gespräch glaubhaft, nicht von selbst versetzen; „die wollen bearbeitet sein! Selbst das schönste Amt bringt eben lästige Pflichten mit sich“, tröstet er sich und uns über die lästigen aber unvermeidlichen Schreibtischstunden hinweg. Irgendwie bleibt aber immer noch genügend Zeit für Gespräche und Kontakte mit Bürgern und Vertretern der in unserer Stadt aktiven Gruppen und Vereine, Verbände und Gesellschaften, Kirchen und Gewerkschaften und Arbeitgeber.

Womit wir nun zwar einiges über den Oberbürgermeister wissen, aber noch immer recht wenig über den Menschen Willi Pohlmann. Um diese Lücke zu schließen, drehen wir die Zeit zunächst um genau 57 Jahre zurück.

An der Wiege gesungen war ihm nämlich eine Zukunft als MDL und Oberbürgermeister nicht. Vielmehr sahen die Aussichten des kleinen Willi alles andere als rosig aus, als er 1928 in der Wiescherstraße 104 als jüngstes von acht Kindern das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war damals schon Rentner und starb an der für die Bergarbeiter typischen Berufskrankheit Silikose, als der Jüngste gerade elf Jahre alt geworden war. Fortan mußte die Mutter, von der er noch heute mit großer Zärtlichkeit spricht, mit ihrer kleinen Rente die Familie über die Runden bringen.

Seine Kinder- und Jugendjahre verbrachte Willi Pohlmann, wenn er nicht gerade die Schulbank an der Kronenstraße in Constantin drückte, vorzugsweise beim Räuber- und Gendarmenspiel auf einem Ziegeleigelände in der Nähe der heutigen Siedlung „Am Düngebruch“. „Spielplatz war für uns damals alles, was vor der Haustür lag“, erinnert sich Willi Pohlmann und bedauert gleichzeitig die Kinder von heute, die von Straßen und Plätzen auf genormte Spielplätze verbannt werden.

Trotzig, kühn und verwegen



**Es war ein weiter Weg vom
Erstklässler bis zum Landtags-
abgeordneten und
Oberbürgermeister.
Willi Pohlmann ist ihn mit viel
Elan gegangen.
Und so sorgt er heute im
Düsseldorfer Landtag und im
Rathaus am Friedrich-Ebert-Platz
für das Wohlergehen der
Herner Bevölkerung.
So sehr ihm die neue Funktion
auf den Leib geschrieben ist,
die Amtskette war um einige
Glieder zu kurz geraten.
Aber das wird gerade in Ordnung
gebracht.**

Die Knaben von damals jedenfalls nutzten den kleinen See am Fuße des für die Ziegelherstellung benötigten Lehmberges zu abenteuerlichen Fahrten auf einem selbstgebauten Floß. Und so war es auch gar kein Wunder, daß die Jungen von Constantin in ganz Herne als „trotzig, kühn und verwegen“ geachtet und gefürchtet waren.

Die Lehrer in der Schule fanden Willi Pohlmann „lernwillig, aber nicht immer brav“ und bescheinigten ihm im Zeugnis: „Sein Fleiß und sein Streben waren gut, sein Betragen befriedigte nur. Schüler stört andauernd den Unterricht“. Er habe halt hin und wieder Faxen gemacht, meint aus der sicheren Entfernung von ein paar Jahrzehnten Willi Pohlmann heute dazu.

Das Faxenmachen ist ihm allerdings bald vergangen. Denn nach dem Besuch einer privaten höheren Lehranstalt in Bochum und dem Beginn einer kaufmännischen Lehre bei einer Eisenhandels-gesellschaft, erging es ihm wie vielen Gleichaltrigen im Jahr 1943: auf Wunsch des Führers wurde er zum Einsatz an die Heimatfront kommandiert. So vertauschte der 15jährige Hemd und Hose mit einer Uniform und betreute als „Kriegseinsatzführer“ evakuierte Kinder aus deutschen Ostgebieten. Nebenbei reparierte er auf Führerbefehl Bombenschäden in Herne, Bochum, Dortmund, Soest und Wuppertal.

Ansonsten lehrte ihn jene Zeit vor allem, daß politisch Andersdenkende ein schweres Leben haben. Der eigene Bruder, beim städtischen Garten- und Friedhofsamt beschäftigt, wurde bereits 1933 von den Nazis wegen seiner Mitgliedschaft in der sozialdemokratischen Partei aus dem Amt und in die Flucht gejagt. Was den 18jährigen allerdings nicht daran hinderte, im November 1946 selbst in die Partei einzutreten. Erst als Vorsitzender der Herner Jungsozialisten und später dann als Unterbezirksvorsitzender machte und macht er Politik.

Sein politisches und kommunales Engagement wäre allerdings ohne die Erwähnung eines weiteren Ehrenamtes nur bruchstückhaft beschrieben. Willi Pohlmann zählt nämlich zu den Gründungsmitgliedern der Arbeiterwohlfahrt, Kreisvorsitzender ist er heute noch. Und wie viele Herner Sozialdemokraten der alten Garde arbeitete er nach dem Krieg auch aktiv bei den Falken mit.

Kümmerte sich wieder mal um Kinder, die damals weder Videospiele noch Fernsehapparat kannten und deshalb ihre Freizeit vorzugsweise im Freien und in Zeltlagern verbrachten.

Bei den Falken übrigens lernte Willi Pohlmann auch seine spätere Ehefrau Waltraud kennen. Für sie war's die Liebe auf den ersten Blick, wie sie uns

im Gespräch gestand, für Jung-Willi nach einer kurzen und folgenlosen Liebsbelei im bayrischen Wald eine auf den zweiten. Geheiratet wurde 1953, und als sich Sohn Willi und Tochter Gabriele eingestellt hatten, war das Familienglück vollkommen.

Davor und dazwischen lagen schwere Jahre, in denen der junge Mann und spätere Familienvater eine neue berufliche Existenz aufbauen mußte. Der Anfang, so erinnert sich Willi Pohlmann heute, „war mehr bescheiden als glanzvoll“.

Die kaufmännische Lehre nahm er nicht wieder auf, sondern arbeitete erst als Stahlbauschlosser, später dann drei Jahre lang auf der Zeche Constantin IV/V, bevor er im Oktober 1953 zur Herner Berufsfeuerwehr ging. Als Krankenträger verdiente er dort anfangs den Lebensunterhalt für sich und seine junge Frau.

Die nötige Kondition für den langen Weg zum beruflichen Ziel besorgte er sich auf dem Sportplatz. Da der „wilde Willi“ fürs Räuber- und Gendarmenspiel inzwischen zu alt geworden war, hatte er nämlich sein Temperament aufs Fußballfeld verlegt und machte als Torwart des SC Constantin den Stürmern der gegnerischen Mannschaften das Toreschießen schwer. Nicht nur mit Erfolg. Noch heute erinnert sich der 57jährige kopschüttelnd an eine schmerzliche 6:1 Niederlage gegen die Spielervereinigung Holthausen, weil „mindestens vier von den sechs Toren haltbar gewesen waren“.

Mit dem Fußballspielen hatte es dann aber auch bald ein Ende. Als junger Familienvater und aufstrebender Feuerwehrmann blieb für den aktiven Sport nicht mehr viel Zeit übrig. Und so verlegte Willi Pohlmann seinen sportlichen Ehrgeiz vom Spielfeld weg auf die Zuschauertribüne. Inzwischen hatte er nämlich mit der Funktion auch wieder mal die Kleider gewechselt. Aus der weißen Krankenträgeruniform schlüpfte er in den mitternachtsblauen Rock der Feuerwehrmänner. Und es sollte nicht der letzte Kostümwechsel bleiben.

1970 nämlich vertauschte er den Feuerwehrrock mit der Uniform des Berufspolitikers, dem grauen Anzug, und zog in den Düsseldorfer Landtag ein. Auf der beruflichen Karriereleiter stand er damals als Chef der Herner Berufsfeuerwehr ganz oben. Was ihn allerdings nicht daran hinderte, ein neues berufliches Risiko als Landtagsabgeordneter einzugehen. Mit Erfolg, aber auch mit Auswirkungen auf die Gesundheit. Eine Magenoperation zwang ihn kurz vor der Kommunalwahl im vergangenen Jahr unters Chirurgenmesser und anschließend zu einem Diätprogramm.



Zu Hause in der Bochumer Straße findet Willi Pohlmann bei Ehefrau Waltraud und dem Rest der Familie die Ruhe, die jeder Berufspolitiker braucht, um Kraftreserven für den täglichen Streß zu tanken. Mit dem Fußballspielen zur Entspannung ist es schon seit einigen Jahren vorbei. Wandern dagegen tut der Oberbürgermeister heute noch gerne. Wann immer es geht, zieht er dazu in die Wälder der näheren und weiteren Umgebung.



Denn mit dem figürlichen *laissez-faire* sollte es nach dem Willen der Ärzte ein Ende haben. Mit wechselndem Erfolg bemüht sich seitdem Ehefrau Waltraud, die Figur des Hausherrn auf Linie zu halten. Was bei jemandem, der „kein Lieblingsessen kennt, weil er einfach alles gerne isst“, ein schweres bis erfolgloses Unterfangen ist, wie sie augenzwinkernd gesteht und dabei erkennbar bescheiden die eigenen hervorragenden Kochkünste verschweigt. Um wenigstens dem Drang nach Süßem einen Riegel vorzuschieben, ist aus den Pohlmannschen Vorratsschränken selbst das kleinste Täfelchen Schokolade verboten.

Der Erfolg solcher Strategien ist gleichvöll mager. Denn dem äußeren Anschein nach findet Willi Pohlmann ganz offensichtlich Mittel und Wege, um doch irgendwie an die geliebten Dickmacher heranzukommen. Wie alle Dicken hat er dafür aber ein sonniges Gemüt und eine unzählbare Abneigung gegen Schlankeitsapostel. Lieber hängt er die Hose am sicheren Hosenträger auf, als sich mit eng geschnalltem Gürtel anzutun.

Ehefrau Waltraud nimmt dies wie die vielen Termine, die den Ehemann oft von früh morgens bis spät abends aus der Wohnung locken, mit Gelassenheit hin. Selbstsicher ist sie allemal genug. Schließlich hat sie bei einem beruflich und politisch engagierten Ehemann schon selbständig sein müssen, „als das noch gar nicht in Mode war“. Ihre eigene Meinung verteidigt sie konsequent und nachdrücklich.

Beziehungskrisen, Kommunikationsschwierigkeiten und ähnlich neumodische Partnerschaftsprobleme sind in dieser Ehe fremd. Was bedrückt oder ärgert, wird bei einer Tasse Kaffee am Mittagstisch besprochen, an dem sich auch heute noch fast täglich alle

Familienmitglieder, einschließlich des Enkelkinds, zusammenfinden. Ihre politische Heimat hat sie bei der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, und mit den Frauen ehemaliger Feuerwehrkollegen geht sie kegeln und auf Ausflugsfahrten. Dem Enkelkind ist sie eine liebevolle Großmutter, die mit dem „Gör“ schon mal in die Straßenbahn steigt, um nach Bochum zu fahren, „damit das Kind das auch mitkriegt.“

Zwei Leidenschaften hat das Ehepaar Pohlmann gemeinsam: die alte Liebe zur Feuerwehr, die sie bei der Freiwilligen Feuerwehr Sodingen pflegen, und das Kartenspielen. Kanaster- und Rommékarten kommen mindestens einmal in der Woche auf den Tisch des Hauses. Der Hausherr gilt darüberhinaus als gerissener Skatspieler. Es soll in Herne einige Leute geben, die darauf brennen, ihn mal mit einem schlechten Blatt zu erwischen. Bisher allerdings ohne Erfolg.

Mit Erfolg hat dagegen Willi Pohlmann vor einem Jahr seinen vorläufig letzten Kostümwechsel vollzogen: vom einfachen Abgeordnetenrock in die Oberbürgermeisteruniform. Vom Rathaus aus kümmert er sich jetzt um seine neue Großfamilie, die Bürger von Herne und Wanne-Eickel.

So gesehen, ist Willi Pohlmann auch als Oberbürgermeister das, was er schon immer war: ein Familienvater. Nur daß die Familie nicht mehr vier, sondern 170.000 Köpfe zählt.

Text: Jutta Daniel
Fotos: Presse- und Informationsamt und privat



Zwischen Herne und Düsseldorf pendelt Oberbürgermeister Willi Pohlmann mehrmals die Woche. Fahrer Frank Grafe sorgt dafür, daß der OB stets zur rechten Zeit am rechten Ort ist.

„Ein starkes Stück Deutschland“. Unter diesem Motto betreibt der Kommunalverband Ruhrgebiet in Zusammenarbeit mit den Städten und Kreisen derzeit eine Imagekampagne für die Region. Und damit die Menschen sich in der Region, aber vor allem auch außerhalb, ein Bild davon machen können, hat der KVR im Mai dieses Jahres mehr als 70 Fotografen aus acht Ländern zu einer Fotoreportage eingeladen. 24 Stunden lang schossen die Fotografen aus allen Objektiven; eine Ausstellung und ein eben erschienener Bildband sind konkrete Ergebnisse dieser Arbeit. Auch in Herne und Wanne-Eickel entstanden Aufnahmen. Von dieser Fotoreportage berichtet Bernd Nickel in Wort und Bild.

„Je
mehr
Gesichter,
umso
besser.“



Fotosafari in Wanne-

„24 Stunden im Revier“ – 24 Stunden Wanne-Eickel. Ende Mai 1985 lief im Ruhrgebiet eine großangelegte Fotoaktion ab, die in Fachkreisen auf große Resonanz stieß. Mehr als 50 Fotoprofis aus aller Welt reisten an die Ruhr, um sich – und anderen – ein neues Bild von der Region zu machen, die vielerorts immer noch als Kohlepott verkauft wird. Förderer der Initiative: der stets um positive Imagepflege bemühte Kommunalverband Ruhrgebiet (KVR), der das Spektakel in Zusammenarbeit mit der Bochumer Fotogruppe „View“ veranstaltete.

Schon beim offiziellen Empfang der Fotografen im Essener Handelshof ragte einer der Profis im wahrsten Sinne des Wortes aus der Menge hervor: Der Londoner John Londei ließ sich nicht von der „Wahnsinnsidee“ abbringen, seine Kollegen, das Hotelpersonal, sowie die Vertreter von KVR und Sponsor Kodak zusammen auf Celluloid zu

bannen. Mit einer 18x24-Großformat-Kamera thronte der kleine Engländer über der Riesengruppe. Mal war das rechte Auge der sechsten Person von links in der achten Reihe verdeckt, mal stand der Herr mit der spiegelblanken Glatze unter einer Lampe. John Londei korrigierte mit einer Engelsgeduld alle und alles. Eine Engelsgeduld, die er im übrigen auch von seinen Modellen verlangte, denn rund eine Stunde posierte die „Hundertschaft“ vor der Kamera, bevor es zum ersten „Shot“ kam. Eine Geduldsprobe, der sich tags darauf auch einige Wanne-Eickeler unterziehen mußten. Denn Londeis 24-Stunden-Jagdgrund war unsere Stadt.

23. Mai, 17 Uhr, Am Bollwerk. Erste Station auf Londeis Fototour: Der Auto-Cross-Club Röhrlinghausen. John Londei und sein Assistent Ray Ellis sind begeistert. Der britische Top-Fotograf verdient sich sein Geld hauptsächlich mit Werbeaufnahmen, bei denen fast

immer die Sachlichkeit des Dargestellten im Vordergrund steht. Seine Passion dagegen sind Gruppenportraits. Sein Rezept: Je mehr Gesichter, um so besser. Zitat Londei: „Gesichter können Lebensläufe erzählen. Je mehr ein Foto sagt, um so besser ist es.“ Die Augen des Großformat-Spezialisten leuchten, als die Crew vom ACR in properen Overalls das urige Wettkampf-Vehikel aus der Werkstatt schiebt. Londei hätte den Wagen gern auf der Hügellandschaft der Abbruchbaustelle gegenüber des Clubtreffs. Die Leute vom Club, darin geschult, Unmögliches möglich zu machen, packen kräftig an, und dann steht das vierrädrige Unikum schließlich auf der Anhöhe.

Zeit für eine Verschnaufpause bleibt nicht. Der Meister „komponiert“ das Foto. „Der blonde Herr mit dem Schnurrbart, bitte auf den Beifahrersitz, den Arm aus dem Fenster gelehnt, Gesicht zur Kamera... und Sie, ja Sie,

Auf Fotosafari in Wanne-Eickel ging der Engländer John Londei, um die Mitglieder des Auto-Cross-Clubs Röhrlinghausen ins rechte Bild zu rücken. Der renommierte Fotograf war Teilnehmer der Aktion „24 Stunden im Ruhrgebiet“, zu der Ende Mai 1985 der Kommunalverband Ruhrgebiet rund 50 Fotografen aus aller Welt eingeladen hatte.

Unermüdlich und unerbittlich dirigierte der kleine Engländer die Posen seiner Fotomodelle. Perfektion bis ins kleinste Detail, die von den Modellen eine gehörige Portion Geduld verlangte. Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Wer will und 98 Mark ausgeben kann, kann diese Aufnahmen und viele andere in einem jüngst erschienenen Bildband nachschlagen.



Eickel.

stellen Sie sich an den linken Kotflügel, das rechte Bein mehr angewinkelt...“ Ein älterer Herr mit Englischkenntnissen, den die Autofreunde zu Hilfe gerufen haben, übersetzt alles. So geht es von Person zu Person. Jeder wird bis ins Detail genau postiert. Und beim Letzten angekommen, hat sich doch tatsächlich der Herr am Kotflügel, dem nach mittlerweile 30 Minuten das im 65-Grad-Winkel fixierte Bein eingeschlafen ist, anders hingestellt. Die Prozedur beginnt von neuem.

Die Zeit vergeht, doch „aussteigen“ will keines der Modelle. Schließlich hat man schon so lange ausgehalten, und außerdem winkt ja die Veröffentlichung des Fotos in einem großformatigen Bildband, der soeben erschienen ist. Endlich ist es soweit. Die Leute vom ACR lächeln sogar. Der vom langen Starrstehen schmerzende Rücken ist vergessen. „Now still!“ ertönt dumpf Londeis Stimme unter dem schwarzen Kamera-Einstell Tuch hervor. Die Gruppe steht wie zur Salzsäule erstarrt, da bis zu zwei Sekunden belichtet wird, um eine optimale Blendenöffnung zugunsten der Tiefenschärfe wählen zu können. Nun folgt Aufnahme auf Aufnahme. Assistent Ray reicht seinem Chef die Planfilm-Kassetten an, aus denen 18x24 cm große Dias entstehen werden. Fertig!

Männer, Frauen und Kinder atmen auf, recken und strecken ihre „müden Knochen“ – Londei ist ebenfalls glücklich, er hat alles wie gewünscht im Kasten. Von den über 30 geschossenen Bildern wird später das beste ausgesucht. Ein Schnäpschen zum Abschied und weiter geht's.

Nächste Station ist das Volkshaus Röhlinghausen. Hier sollen um 20 Uhr Mitglieder des „gemischten“ Nordwestdeutschen-Rassehunde-Verbands abgelichtet werden. Die aufwendige Beleuchtungsanlage ist gerade aufgebaut, als auch schon Leute vom Westdeutschen Rundfunk eintreffen: Christine Lemmen und ihr Filmteam wollen für das 3. Programm einen Streifen über Londeis 24-Stunden-Aktion drehen, der noch in einer Ausgabe des September-„Landesspiegels“ gesendet werden soll; für den Hörfunk ist Maria Sand-Kubow im Volkshaus.

Kurz darauf maschieren Hunde und Herrchen ein. Noch wissen sie nicht, was sie in den kommenden drei Stunden erwartet und so sind alle frohen Mutes. Schließlich soll ja nur ein Foto gemacht werden, und das kennen sie alle von den vielen Hundeschauen her. Wie schon zuvor beim Auto-Club, beginnt John Londei die Leute zu postieren. Die ersten kleinen Probleme tauchen auf. Der Meister meint, der bul-

lige Rottweiler würde sich gut neben dem Irish Setter machen, doch die vertragen sich nun mal nicht. Gefletschte Zähne – lautes Bellen. Als hätten die anderen Hunde nur auf das Startsignal gewartet, stimmen alle ein. Ohrenbetäubender Lärm. Nach einiger Zeit haben die Hundeführer ihre Lieblinge besänftigt und Londei komponiert erneut. Alles ist viel schwieriger als beim Cross-Club. Tiere sind halt nicht so einsichtig und sicher auch nicht so erpicht darauf, in einem Fotobuch zu Ehren zu kommen.

Londei macht es weder sich, noch seinen Modellen leicht, hat keinen Sinn für Kompromisse: Der Bildaufbau muß perfekt sein, und das geht im Volkshaus nicht zuletzt zu Lasten der Tierfreunde. Nach eineinhalb Stunden reißt einigen der Geduldsfaden: „Nun knips doch endlich“, „Ich hau ab“ oder „Das grenzt ja an Tierquälerei“. Doch der Engländer bleibt konsequent: „Wer nicht auf das Bild will, muß eben weggehen. Ein gutes Foto braucht seine Zeit.“ Nur einer geht. Nach drei Stunden ist alles gelaufen. Erschöpft sind Hunde, Herrchen und Freunde.

John Londei und seine Leute kommen erst am frühen Morgen ins Bett, aber die Nacht ist nur kurz. Gegen 6.30 Uhr macht er sich auf den Weg nach Düsseldorf, wo seine überdimensio-





nalen Dias in einem Speziallabor entwickelt werden. Die Ergebnisse lassen alle Mühen vergessen.

24. Mai, 14.30 Uhr, Portrait der Schuhmacherfamilie Libuschewski in ihrer Werkstatt an der Herrmannstraße. Ein relativ entspannender Termin, da nur drei Leute zu fotografieren sind. Der Raum ist klein und mit wenigen Scheinwerfern auszuleuchten. Aber auch hier zeigt sich, daß der Teufel oft im Detail steckt. Wichtigstes Bildelement ist für Londei die kleine Tochter der Libuschewskis, die zweijährige Daniela. Das Kind jedoch will nicht so recht still sitzen, und Londei läßt die eigentliche Arbeit beiseite, um die Kleine für sich und sein Vorhaben zu gewinnen. Tatsächlich, es scheint zu funktionieren. Daniela quängelt nicht mehr und läßt sich von „Onkel John“ freudestrahlend auf Mamas Schoß setzen. Es scheint geschafft. Londei schreitet mit stolzschneller Brust zu seiner Schweizer Präzisionskamera, um endlich die Aufnahme zu machen, als Klein-Daniela

Selten haben die Männer vom Billard Club Grün-Weiß so geschwitz, wie beim Posieren für den Fotografen. Im Gegensatz zu den Vierbeinern des gemischten Nordwestdeutschen Rassehunde-Verbandes, die laut bellend und knurrend gegen die lange Warterei protestierten, ließen sie die Prozedur mit Geduld über sich ergehen. Erschöpft sind am Ende aber alle, Hunde, Frauchen und Spieler.

plötzlich wieder unruhig wird. Das Kind zappelt sich von Mutter Schoß und läuft zur Kamera. Daniela hat den Engländer in ihr Herz geschlossen. Onkel John soll wieder „Buh!“ machen. So kann es einem gehen, wenn man es zu gut macht...

Komunale Verwaltungen sind auch Ausbildungsbetriebe. Alleine bei der Stadt Herne waren im Dezember 1985 73 Auszubildende und 48 Beamtenanwärter beschäftigt. Mit der Ausbildung der jungen Leute, die nicht in die klassischen Verwaltungsberufe streben, beschäftigt sich Aichard Hoffmann im folgenden Beitrag. Er hat dafür den Jungen und Mädchen bei der Arbeit mit Schraubenschlüssel, Schnurlot und Spaten über die Schulter geschaut.

Eigentlich gibt es keinen besonderen Grund, warum sie gerade bei der Verwaltung arbeiten. Aber die acht angehenden Vermessungstechniker, vier Bauzeichner, zwei Zahnarztthelferinnen, elf Gärtner, zwei Kfz-Mechaniker und die eine zukünftige Hauswirtin lernen ihr Handwerk bei der Stadt. Denn die bildet nicht nur Inspektoren und Angestellte aus, sondern auch Techniker und Handwerker. Und denen geht es während der Lehrjahre nicht viel anders als den „Azubis“ in jedem anderen Lehrbetrieb. Dennoch kreise ich in den zahlreichen Gesprächen mit dem Personalamt, dem Personalrat, der Jugendvertretung und vor allem mit fast zwei Dutzend Auszubildenden immer wieder um die Frage: Was ist anders bei der Stadt?

„Wir bekommen Weihnachtsgeld, mehr Urlaub, überhaupt: Die Stadt zahlt über Tarif“, erfahre ich von einem angehenden Garten- und Landschaftsbauer. „Die Stadt hat einen guten Ruf als Ausbildungsbetrieb, da bekommen wir hinterher vielleicht leichter eine Stelle“, meint ein zukünftiger Vermessungstechniker. „Wir haben hier eine ganz geregelte Arbeitszeit. Und wir kommen an alles mal ran. Was wir hier nicht machen können, läuft außerbetrieblich, in anderen Werkstätten, mit denen die Stadt einen Vertrag hat“, verraten mir die Kfz-Lehrlinge des Fuhrparks. „Wir machen hier alles, was im Lehrplan steht, nicht nur das, was gerade gebraucht wird...“.

Wem solches Lob gezollt wird, der hat eigentlich allen Grund, zufrieden zu sein. Aber Norbert Förster, Leiter der Abteilung „Aus- und Fortbildung“ im städtischen Personalamt, hat dennoch Sorgenfalten auf der Stirn. „Wenn wir nur vom eigenen Personalbedarf ausgehen würden, dürften wir auf Jahre hinaus keine Auszubildenden mehr einstellen. Aber in der heutigen Situation wollen wir die vorhandenen Kapazitäten ausschöpfen. In allen Ausbildungsbereichen soll der Anteil der Auszubildenden 10 Prozent betragen. Allerdings müssen wir den jungen Leuten, die keinen verwaltungsspezifischen Beruf bei uns lernen, schon bei der Einstellung sagen, daß wir für eine Übernahme nicht garantieren können.“

Hauptsache: drin

Die „jungen Leute“ indes schreckt dies wenig. Sie sind froh, überhaupt einen Ausbildungsplatz bekommen zu haben. Viele von ihnen haben zahlreiche, erfolglose Bewerbungen hinter sich. Und nachgeworfen wird einem eine Lehrstelle bei der Stadt auch nicht. Hier gibt es wie überall x-mal so viele Bewerber wie freie Stellen. Alle absolvieren einen Test, der wie die Zeugnisse zu einem Drittel in die Bewertung einfließt. Die letzte Entscheidung fällt in einem Vorstellungsgespräch, zu dem alle halbwegs aussichtsreichen Bewerber eingeladen werden.

Bei diesem Gespräch, das übrigens „ganz locker“ läuft, wie mir mehrere „Azubis“ versicherten, ist dann auch der Personalrat dabei, denn der entscheidet bei allen Personalangelegenheiten mit. So nimmt auch ein Vertreter des Personalrats an dem sogenannten „Neigungsgespräch“ teil, wenn nach der Ausbildung eine Festanstellung ansteht. Darüber hinaus steht den Auszubildenden die Jugendvertretung beim Personalrat zur Seite, falls es doch einmal Schwierigkeiten gibt. „Der Personalrat“, so informierte mich Josef Krowicki, „befürwortet die Einstellungs- und Übernahmepolitik

der Verwaltung. Denn die Alternative wäre, weniger Ausbildungsverträge abzuschließen. Und bisher konnten ja noch alle übernommen werden.“

Die Zukunft liegt noch vor ihnen

Warum, so wollte ich von einer Gruppe von „Stiften“ des Grünflächenamtes wissen, will man denn heute noch Gärtner werden? Die meisten stehen doch auf technische Berufe? „Erst wollte ich ja Maurer werden. Aber ich will später mal einen Bauernhof haben. Das muß man doch gelernt haben. Und Steinarbeit ist im Gartenbau ja auch enthalten“, sagt Ulrike (16), ansonsten Musikfreak. „Der Beruf stirbt nie aus. Gärtner kann man nicht durch Computer ersetzen. Und heute will doch alles zurück zur Natur!“ Das ist Detlef (18), privat dem Sport sehr zugetan. „Ich gestalte gerne Flächen. Was gibt's da Besseres als Grünflächen?“ fragt Yvonne (17), deren Hobby Zeichnen ist. „Wir haben einen eigenen Garten“, sagt Jörg (16), in seiner Freizeit Eishockeyspieler; „aber daß ich so gerne draußen arbeite, das hat sich erst in den letzten Jahren so entwickelt.“ „Es ist ein abwechslungsreicher Beruf“, meint Rainer (21), Fußballfan. „Ich will später mal Gartenbau studieren. Da ist so eine Lehre nach dem Abi doch eine gute Voraussetzung“, informiert mich Sabine (20), die in ihrer Freizeit gern fotografiert.

Gute Gründe haben also alle für ihre Ausbildung bei der Stadt. Und Hoffnungen für die Zukunft ganz offensichtlich auch.

Zwischen Spaten und Schnurlot

Auf dem Foto rechts ist Brigitte Lau zu sehen, die sich um die Sorgen, Nöte und Anliegen der jugendlichen Arbeitnehmer bei der Stadt kümmert. Sie ist Jugend- und Auszubildendenvertreterin beim Personalrat der Stadtverwaltung und zuständig für alle Jugendlichen bis 18 und alle Auszubildenden bis 20 Jahre. Obwohl die Arbeitsbelastung oft ganz schön groß ist, macht ihr die Arbeit viel Spaß.



Fotos: Presse- und Informationsamt

UNSERE STADT sprach mit Brigitte Lau, Jugend- und Auszubildendenvertreterin beim Personalrat der Stadtverwaltung: Was ist Ihre Aufgabe beim Personalrat?

Lau: *Nach der Regelung des Landespersonalvertretungsgesetzes bin ich zuständig für die Vertretung aller Jugendlichen bis 18 und aller Auszubildenden bis 20 Jahre. Dazu zählen auch die Beamtenanwärter und Praktikanten. Montags nachmittags halte ich regelmäßig Sprechstunden ab, für die ich von meiner normalen Arbeit im Wohnungs- und Bauförderungsamt freigestellt werde. Nach Bedarf kann ich die Jugendlichen auch an ihrem Arbeitsplatz besuchen, zum Beispiel, wenn Meinungsverschiedenheiten bestehen, die besser sofort geklärt werden. Da versuche ich dann zu schlichten.*

Gibt es denn viel zu schlichten?

Lau: *Nein. Ich bin jetzt zweieinhalb Jahre Jugendvertreterin und hatte in der Zeit ganze fünf Streitfälle, die die Betroffenen nicht selbst klären konnten.*

Worum geht es in solchen Fällen?

Lau: *Meistens wollen sich die Auszubildenden bei mir über ihre Rechte erkundigen. In ein paar Fällen gab es Meinungsverschiedenheiten darüber, inwieweit Auszubildenden Arbeiten zugemutet werden können, die nicht im Ausbildungsrahmenplan stehen, etwa Kopieren, Abheften oder Botengänge.*

Wie stehen Sie zur Einstellungspolitik der Stadt Herne?

Lau: *Mit dem Spektrum der Berufe, in denen die Stadt ausbildet, bin ich sehr zufrieden. Da ist Herne sicher vorbildlich. Es wird auch noch lange nicht in jeder Stadt die 10-Prozent-Quote erfüllt. Daß es in den nicht-verwaltungsspezifischen Berufen keine Übernahmegarantie gibt, bereitet mit natürlich Bauchschmerzen. Ich finde es aber dennoch besser, möglichst vielen jungen Leuten einen Ausbildungsplatz anzubieten. Bisher sind ja auch noch alle übernommen worden. Irgendwann geht das wohl nicht mehr. Aber meine Aufgabe als Jugendvertreterin ist es natürlich, möglichst viele Übernahmen durchzusetzen.*

Mit Messband, Winkelprisma, Schnurlot, Fluchtstäbchen und Lattenrichtern im Gelände: die Auszubildenden des Vermessungs- und Katasteramtes. „Aufwinkeln eines Punktes in die Gerade“ heißt diese Feldübung, die zum Pflichtprogramm der angehenden Vermessungstechniker gehört. Zusammen machen die Jugendlichen dies allerdings nur für den Fotografen. Stolz glänzen die Augen der künftigen Garten- und Landschaftsbauer: Die „Azubis“ des Grünflächenamtes posieren vor der von ihnen angelegten Wildblumenwiese im Eickeler Volkspark. Ihrem Ausbildungsprogramm sind sie mit diesem Projekt weit voraus.

Keine Angst: Von einer Raubtiergruppe soll hier nicht die Rede sein. Vielmehr von den drei Frauen, die bei der Herner Stadtverwaltung das Presse- und Informationsamt, das Jugendamt und das Gesundheitsamt leiten. Von drei Frauen, die allerdings hin und wieder durchaus ihre Krallen zeigen müssen, denn in der Verwaltung dominieren nach wie vor die Männer. Nur das Sagen haben sie halt nicht mehr überall. Die Palastrevolution hat also längst stattgefunden, und das – in Herne zumindest – ohne großes Aufsehen.

Vielleicht war es glückliche Fügung, vielleicht waren Rat und Verwaltung mutiger als in anderen Städten, vielleicht war es eine Kombination aus diesen beiden und anderen Faktoren. Ganz sicher haben es aber alle drei verstanden, mit Kompetenz und Sachverstand die Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen. Oberstadtdirektor Dr. Karl Raddatz hat die Entscheidung für „seine“ Frauen jedenfalls bis heute nicht bereut.

Und damit glückliche Fügungen in Zukunft keine Rolle mehr spielen, hat der Rat die Einrichtung einer Gleichstellungsstelle beschlossen. Von Amts wegen wird also demnächst eine Frau (oder ein Mann?) darauf achten, daß Ernst gemacht wird mit der Gleichstellung.

Wie die drei erwähnten Amtsleiterinnen die Karriere-Leiter erklimmen haben, schildert Michael Thiele. Das kommt nicht von ungefähr, denn als Leiter der WAZ-Redaktion in Herne hat er mit den drei Damen ständig zu tun. Rein dienstlich, versteht sich.

Tiger, Tiger, Panter und Co.

Die Journalisten, die sich im August 1983 zum traditionellen Presserundgang am Bayernzelt eingefunden hatten, hörten es mit amüsiertes Verwunderung: „Jutta Daniel, ich bin die neue Leiterin des Presseamtes der Stadt Mainz!“ Die zierliche Frau mit den großen Augen und den eierkuchen-farbenen Streichholzhaaren verstand zunächst gar nicht, warum ihre artige Vorstellung mit glucksendem Lachen quittiert wurde. Ach ja, der Weg von Mainz in das Herner Rathaus ist weit und befremdlich. Es dauerte eine Weile, bis die damals 32jährige den Schritt auch geistig verarbeitet hatte.

Eigentlich wollte Jutta Daniel Schauspielerin werden, dann Tierärztin, dann Journalistin. Dabei blieb es auch. Nach dem Abitur in Frankfurt studierte die gebürtige Münchenerin in Mainz Publizistik, übrigens bei Professor Nölle-Neumann, bei der großen Dame, die es versteht, auf unnachahmliche Weise ihren Nerz von der Schulter gleiten zu lassen, die die Meinung der Bundesbürger vor jeder Wahl kennt. Meinungsforschung betrieb bald auch Jutta Daniel als Praktikantin im Institut für Demoskopie in Allensbach. Sie beteiligte sich an Untersuchungen für die Bundesregierung und analysierte die Berichterstattung der „Bild Zeitung“. 1977 erwarb Jutta Daniel den Magister Artium mit einer Arbeit zu dem gewichtigen Thema „Konstruktion der Realität in den Nachrichtenmedien“.

Mit Journalismus hatte das alles nur sehr indirekt zu tun. Aber die junge Frau blieb am Ball, noch während des Studiums war sie für den Südwestfunk tätig. Ihre erste Reportage beschäftigte sich mit Orchideen-Blüten... Daneben engagierte sie sich als Vorsitzende einer Bürgerinitiative gegen den Bau eines neuen Einkaufszentrums. Es wurde zwar schließlich gebaut, aber doch ein paar Nummern kleiner. „Besser so ein renitenter Mensch sitzt im Rathaus und ist unter Kontrolle,“ muß man sich wohl bei der Mainzer Verwaltung gedacht haben: Jutta Daniel wurde im Juni 1977 Volontärin im Presse- und Informationsamt der Stadt – als sie 1983 nach Herne ging, hatte sie es zur stellvertretenden Amtsleiterin gebracht.

„Die Kommunalpolitik hat mich sofort fasziniert, wenn ich auch bei der Verwaltung längst nicht so unabhängig bin, wie bei den Medien“, sagt die 34jährige heute. Damals wurde sie zur echten Mainzerin, selbst ihre Sprache nahm die melodiose Klangfärbung der Meenzer an. Als sich ihr dann die Chance bot, die Leitung des Presse- und Informationsamtes der Stadt Herne zu übernehmen, fiel ihr der Abschied verdammt schwer. Kollegen und Freunde schlugen die Hände über dem

Foto: Peter Monschau



**Der
Anblick
täuscht.
Nur
selten
sitzt**

**die Leiterin des Presse- und Informationsamtes hinter ihrem Schreibtisch.
Meistens diskutiert sie mit Kollegen über neue Projekte
oder brütet über Texte für Broschüren und Plakate.
Das Telefon allerdings zählt zu den wichtigsten Requisiten.
Über diesen heißen Draht
versorgt sie neugierige Journalisten
mit Auskünften.**

Kopf zusammen ob des Abenteuerigsten. Im Herbst des Jahres 1985 aber bekundete Jutta Daniel: „Ich habe den Entschluß nie bereut. Längst habe ich die liebenswerten Züge dieser Stadt entdeckt und daß mich einige Marktfrauen inzwischen mit Namen ansprechen, bedeutet Heimat.“

Auch die Erfahrungen mit der Verwaltung waren wohl so übel nicht. Jutta Daniel: „In diesem Männerrathaus begegne ich auch zuvorkommenden Kavalieren, die mich gleichzeitig als vollwertige Kollegin akzeptieren.“ Natürlich gab und gibt es auch einige, die diese Exotin aus dem „Antiverwaltungsamt“, wie die Neu-Hernerin ihren Bereich nennt, mit Skepsis beobachten. Das gilt gewiß nicht für ihre eigenen Mitarbeiter. „Wir sind eine eingeschworene Truppe, eine Familie,“ versichert die junge Frau beinahe schwärmerisch. Rathaus-Insider mag es verwundern, wenn Jutta Daniel betont: „Ich arbeite in Herne viel freier als in Mainz“, um dann bedauernd hinzuzusetzen: „In Mainz sind Selbstdarstellungen der Dezenten an der Tagesordnung, hier müssen sie in die Öffentlichkeit gedrängt

werden. Personality-Shows sind unbekannt. Das ist schon ein bißchen schade, die Stadtleute könnten sich und ihre Kommune etwas besser ‚verkaufen!‘“

Aber sie freut sich auch gleichzeitig: „Man darf öfter mal dreiste sein, sich deutlicher Worte bedienen, ohne gleich über eine Eisfläche zu tappen.“ Daß Jutta Daniel in ihrer Freizeit häufig mit dem Radel unterwegs ist, die Bären im Tierpark füttert und sich nicht selten an Torten und Pralinen einer Herner Konditorei labt, mögen manche schon beobachtet haben. Daß sie mit Daten und Uhrzeiten auf Kriegsfuß steht, ist zumindest in den Zeitungsredaktionen nicht verborgen geblieben!

Den Schwachen die Hand reichen

Natürlich reizt der Name zu Wortspielen und Anspielungen. Doch an Brunhilde Panter ist nichts Raubtierhaftes. Suchte man für die Leiterin des Herner Jugendamtes ein passendes Attribut, käme vielleicht mütterlich-streng in Frage. Auch fehlt ihr, wie schon bei Tucholsky, das „h“. Nur die verschlungenen Pfade in den fünften Stock des Peckelsen-Hauses erinnern etwas an den Dschungel. Hat man das Versteck aber erst einmal gefunden, freut man sich mit Brunhilde Panter über den freien Blick, weit über den „Buschmannshof“ hinaus.

Die Aussicht genießt die 59jährige seit September 1982. Damals übernahm sie die „Herrschaft“ über die 330 Mitarbeiter des Jugendamtes. Von verschreckten Mitarbeitern, die sich eingelten: „Seht, da kommt die Frau Sauerbmann!“ Kein Wunder, angesichts des desolaten Zustands, in den die wichtige Behörde geraten war. Skandale und Skandalchen sorgten für Schlagzeilen, von der eigentlichen Arbeit war kaum noch die Rede.

Brunhilde Panter wurde in Gelsenkirchen-Buer geboren. Trotzdem bedeutet Wanne-Eickel für sie Heimat. Dort lebten die Großeltern, dort heirateten die Eltern. Daß sie in Herten zur Schule ging, wen wundert es angesichts der engen Verflechtung des Ruhrgebiets. Das heißt, mit dem Schulbesuch gab es zum Schluß massive Probleme. Brunhilde Panter gehörte zum Abiturjahrgang 1945. Mehr als ein Notabitur gestanden ihr die braunen Herren nicht mehr zu. Sie hatten Wichtiges mit der nun 19jährigen im Sinn – sie sollte den Krieg gewinnen helfen. Also wurde sie direkt von der Schulbank zur Werkbank geschickt, mußte sie bei Fokke-Wulf in Detmold Flugzeuge schweißen. Daß der Krieg dann doch verloren ging, ist sicher nicht ihr anzulasten.

Brunhilde Panter besann sich ihrer Schulkenntnisse und dolmetschte bei der englischen Militärregierung in Gelsenkirchen. Nach diesem Intermezzo bewarb sie sich Ende 1945 bei der Stadtverwaltung, genauer beim Jugendamt und wurde angenommen. Eine Fachausbildung schien in diesen wirren Zeiten nicht ganz so wichtig. Die holte sie mit 25 Jahren nach – in Mannheim, beim AWO-Seminar für Sozialberufe. Ein Praktikum beim Bundesvorstand der Arbeiterwohlfahrt in Bonn schloß sich an. Brunhilde Panter: „Das war so eine Art Höhenflug in Bonn, abstrakte Arbeit, die Vorbereitung von Gesetzen zum Beispiel, aber nicht förderlich für die Ehe.“ In der Tat, die junge Frau, die inzwischen geheiratet hatte, kam manchmal nur ein Wochenende

Foto: Walther Müller



Seit Jahren leitet die gebürtige

Gelsenkirchenerin Brunhilde Panter das Jugendamt. Mit viel Geschick und Einfühlungsvermögen kümmert sie sich zusammen mit den rund 300 Mitarbeitern des Amtes um Jugendschutz und Adoptionsverfahren, um Kindergärten und Jugendheime.

Sie kann allerdings auch ausgesprochen energisch werden, wenn es um die Durchsetzung ihr wichtig erscheinender Aufgaben geht.

im Monat nach Hause. Da grummelte es eines Tages. Die Sozialarbeiterin kehrte an den heimischen Herd und ins Gelsenkirchener Rathaus zurück, konkret in die Abteilung Jugendhilfe, die sie später 18 Jahre leiten sollte. Das war nur gut fürs Weiterkommen. 1974 wurde Brunhilde Panter Chefin des Kreisjugendamtes Recklinghausen. Aber letztlich erwies sich dieser Job als ziemlich frustrierend. Ein Plan nämlich, die Jugendarbeit des Kreises in Recklinghausen zu konzentrieren, wurde aufgegeben, auch die kleinen Städte erhielten ein eigenes Jugendamt, die äußerst aktive Beamtin sah sich plötzlich in die Rolle eines passiven Zuschauers gedrängt. Als sich für sie im September 1983 die Chance bot, das Herner Jugendamt zu leiten, wurde die Recklinghäuser Behörde sofort „dicht gemacht“.

Chance? Brunhilde Panter fand einen Trümmerhaufen vor, der noch immer nicht ganz beseitigt ist. Aber der 59jährigen kommt ihr gesunder Optimismus zugute. „Bereut habe ich meine Entscheidung nicht. Freilich, so hart wie in Herne mußte ich noch nie schuften.“ Einer ihrer ersten Amtshandlungen war es, den Kommunikations-

fluß innerhalb des Hauses wieder in Gang zu bringen. Bei den wöchentlichen Besprechungen kommen alle Probleme auf den Tisch. Zudem wissen die Mitarbeiter auch, daß sie mit ihren Sorgen zu Brunhilde Panter gehen können. Bequem ist sie freilich nicht für die anderen. Sie wird wild, wenn sie hört, daß Kinder gedankenlos in Heime eingewiesen werden, kann Schlamperei nicht ausstehen, ist sparsam wie ein Schotte und in gewissem Sinne konservativ. Außerdem hält sie nichts von Parteibuch-Karrieren. Eins ist sicher, Brunhilde Panter flößt Vertrauen ein, nach innen und nach außen. Ihre Arbeit steht unter dem Leitwort „den Schwachen die Hand reichen“. Sie bemüht sich um Fairneß und Verständnis im Umgang mit den Menschen, die in Not sind, glaubt, daß viele durch Gespräche, durch Bewußtseinsbildung in die Lage versetzt werden können, sich selbst zu helfen.

Dienst am Menschen als Berufung

Man muß schon genauer hinhören, um Spuren Berliner Klangfärbung in der Stimme von Dr. Margarete Müller auszumachen. Aber Berliner Schnauze paßt wohl auch nicht recht zu der eher stillen Art der Herner Amtsärztin, obwohl die ehemalige Reichshauptstadt in ihrem Leben eine zentrale Rolle gespielt hat. Sie wuchs in einem Tempelhofer Arzthaushalt auf und lernte schon sehr früh von ihrem Vater, einem Dermatologen, daß der Dienst am Menschen Berufung bedeutet, rastlosen Einsatz und vielfach Verzicht.

Als 13jährige Schülerin wurde Margarete Müller zunächst aus Berlin vertrieben – Bomben bei Tag und Nacht, die Schule mußte geschlossen werden, die Eltern brachten ihre Tochter in einem Internat in der Niederlausitz in Sicherheit. Das war alles nicht so ganz einfach für die „junge Dame“, aber sie erreichte das Klassenziel: Mit 18 machte sie in Jüterbog ihr Abitur. Für Margarete Müller gab es keinen Zweifel, sie wollte Ärztin werden, in Vaters Fußstapfen treten. Aber das wollte der Arbeiter- und Bauernstaat nicht. Kinder von Medizinern sahen die roten Machthaber lieber in der Produktion als in der Universität. Also ging das verschmähte „Intelligenzler-Kind“ wieder nach Berlin zurück, arbeitete ein Jahr in einem Krankenhaus und hielt dann ab Wintersemester 1949/50 Einzug in die Hörsäle des Landes. Köln, Berlin, Saarbrücken, Freiburg, Staatsexamen im Februar 1956 waren die weiteren Stationen. Pflichtpraktikum in der Berliner Frauenklinik, zunächst ohne, dann für 50 Mark im Monat. Dr. Margarete Müller: „Wir machten damals noch häufig Hausentbindungen, in Hinterhofwohnungen, in Gartenlauben, manchmal gab es kein elektrisches Licht. Ich war heilfroh, wenn ich unter diesen Umständen ein lebendiges Kind auf die Welt brachte.“

Die junge Ärztin, die 1960 promovierte, fühlte sich wie ein König, als sie am Kreiskrankenhaus Eschwege ihre erste Planstelle bekam und plötzlich 400 Mark verdiente. Dem „großen Geld“ war sie nie hinterher gelaufen. Sie hatte zwar für drei Jahre die Praxis ihres Vaters übernommen, war aber gleichzeitig als Werksärztin für Osram tätig. Dieser Bereich der Medizin faszinierte sie weitaus mehr als die Jagd nach Krankenscheinen. Sie bildete sich am Arbeitsmedizinischen Institut Berlin weiter.

Aber auch damit war der Wissensdurst der Medizinerin noch nicht gestillt. Sie kehrte 1963 ihrer Vaterstadt endgültig den Rücken, um sich am Silikose-Institut des Bergmannsheil in Bochum mit Umweltschutz-Problemen auseinanderzusetzen. Aber offenbar waren

Foto: Peter Monschau



So ernst wie auf diesem Foto blickt Margarete Müller nur höchst selten.

Meistens sieht man die Leiterin des Herner Gesundheitsamtes lachend und gut gelaunt durch die Flure ihrer Arbeitsstätte eilen.

Dabei erfordert das verantwortungsvolle Amt eine gehörige Portion Selbstdisziplin.

Um das Modellprogramm Psychiatrie zum Beispiel kann man sich ebenso wenig nebenbei kümmern, wie um die sachliche Aufklärung der Bevölkerung zum Thema Aids.

auch damit die „kleinen Grauen Zellen“ noch nicht ausgelastet. Die Medizinerin tauchte 1968 im jugendärztlichen Bereich der Stadt Herne auf, absolvierte einen Psychiatrie-Kursus und legte schließlich eine Staatsprüfung als Amtsarzt ab. Nun war „Land in Sicht“, waren die Weichen endgültig gestellt. 1975 wurde Dr. Margarete Müller stellvertretende Leiterin des Gesundheitsamtes der neuen Stadt Herne und im April 1977 die Chefin. Unter ihren 58 Mitarbeitern sind nur dreizehn Männer und die können es offenbar gut „ertragen“, von einer Frau „dirigiert“ zu werden. „Hier spielt es keine Rolle, daß der Chef eine Frau ist. Wir arbeiten kollegial zusammen. Im Krankenhaus und in der Forschung war das freilich anders, da war mir als Frau eine Karriere versperrt.“ Aber wissenschaftlicher Lorbeer hatte Dr. Müller ohnedies nicht so sehr gereizt. Für sie steht das soziale Engagement im Vordergrund, die Möglichkeit, helfen zu dürfen. Es verwundert deshalb nicht, daß der 55jährigen das Modellprogramm Gemeindefürsorge-Psychiatrie besonders wichtig ist, die Arbeit an Suchtkranken, der Ausbau der Drogenberatungsstelle. Sie sucht nach neuen Strukturen der Beratungs-

dienste, möchte sie bürgerfreundlicher gestalten.

Mit einem Achtstunden-Tag läßt sich der Aufgabenkatalog gewiß nicht bewältigen. Margarete Müller wählte nicht gerade den bequemeren Weg, als sie auf eine eigene Praxis verzichtete.

Von Amtes wegen muß sich die Leiterin des Gesundheitsamtes auch um den Katastrophenschutz kümmern, austüfeln, wie ihre Behörde am effektivsten eingesetzt werden kann. Dr. Müller: „Das ist durchaus sinnvoll, wenn es um Katastrophen in Friedenszeiten geht. Im Verteidigungsfalle, bei einem Atomkrieg also, habe ich meine Bedenken. Wirkliche Hilfe dürfte dann kaum noch möglich sein. Freilich, wir können die Jodtabletten ausgeben, die in großen Mengen gelagert sind...!“

Natürlich hat das Leben von Dr. Margarete Müller auch eine private Seite – mit überraschenden Aspekten. Die Medizinerin wandert zum Beispiel, so richtig, mit einem Rucksack auf dem Rücken und sie fährt begeistert Ski. Nach diversen Knochenbrüchen betreibt sie allerdings nur noch Langlauf – vielleicht, weil ein Gipsbein bei einem Arzt das Image anknaxt?

Von Montag bis Samstag einschließlich erfährt der wißbegierige Herner aus der WAZ, was in seiner Stadt und in der Welt vor sich geht. Sonntags reichert, wer will, sein Frühstück mit der Lektüre der Sonntagsnachrichten an. So kann sich der durchschnittlich neugierige Leser in Herne über mangelnden Stoff nicht beklagen. Aber in Herne werden beileibe nicht nur die Zutaten für das schwarz auf weiß bedruckte Zeitungspapier gemixt. Vielmehr sitzen in unserer Stadt auch die Macher der farbig aufgemachten Zeitschrift „Guckloch“. Und nachdem wir die Redaktionen von WAZ und Sonntagsnachrichten in früheren Ausgaben der Bürgerillustrierten schon vorgestellt haben, wollen wir diesmal, der geneigte Leser wird es ahnen, einen Blick hinter die Kulissen der Guckloch-Redaktion werfen.

Was da Monat für Monat im schicken, buntgestylten Blattmantel als „Illustrierte für das Ruhrgebiet“ um Leser wirbt, ist einmal vor vielen, vielen, mindestens aber sieben Jahren ganz bescheiden als schmuckloses, DIN A 5 großes Programmheft zur Eroberung des Marktes angetreten. Verändert hat sich seitdem manches. So residiert die Redaktion heute nicht mehr in einem Hinterhofhaus an der Victor-Reuter-Straße, sondern in einem weitaus nobleren Bauwerk an der sonst von Ärzten, Anwälten und ähnlich vornehmen Leuten besetzten Schaeferstraße.

Der Ortswechsel hat aber nicht nur der Redaktion zu einem neuen Outfit verholfen, sondern auch seine Spuren beim Guckloch selbst hinterlassen. Rein äußerlich hat sich das Blatt zu einem gängigen Illustriertenformat vergrößert, inhaltlich hat sich in der Themenvielfalt einiges getan. Logisch, daß damit auch der Preis fürs Guckloch gestiegen ist, wengleich die Preissteigerung um 50 Pfennig, von zwei auf zwei Mark fünfzig, vergleichsweise bescheiden ausgefallen ist. Dafür liefert das Heft heute nicht nur einen übersichtlichen Terminkalender, der so gut wie alles bringt, was

an Theater, Kino, Konzert, an kleiner oder großer Kunst im Ruhrgebiet stattfindet. Auch mit pfiffig zubereiteten Reportagen, Features, Porträts und Kommentaren macht sich das Guckloch im Bereich zwischen den Eckpunkten Kult, Kultur, Kulturpolitik und Politik fürs Revier zunehmend beliebter – wenn auch überwiegend beim kritikfähigeren Teil des Publikums so etwa zwischen 18 und 48.

Keine Frage, das Gros der Beiträge geht mit kritischen Anmerkungen recht großzügig um und traktiert auch die eigene Leserschaft gelegentlich mit spitzer Feder. „Schreiben mit Wut im Bauch“ nennt Redakteur Wöllner dieses Programm. Denn man will zwar die Themen aufgreifen, die das zahlende Publikum erwartet, ihm „aber nicht nach dem Maul reden“. So jedenfalls sieht die Redaktion ihre Zielgruppe und ihre publizistische Linie, die wohl zwischen so eben nicht mehr Juso und noch nicht grün liegen dürfte. Womit denn der Punkt erreicht wäre, an dem einige Bemerkungen über die Akteure fällig sind.

In der Geschäftsführung des Guckloch hält ein doppeltes Lottchen die Fäden in der Hand: Edmund und Werner. Beide haben denselben, für ungeübte Zungen nur schwer auszusprechenden Namen: sie heißen Marcinowski. Richtig geraten, das doppelte Lottchen ist ein Zwillingsspaar und ein smartes dazu. Daß jedoch unter dem artigen Äußeren und dem manierlichen Auftritt auch ein drängender, wo nötig ruppiger Wille zum Erfolg steckt, wird erst nach längerem Gespräch deutlich. Doch Edmund und Werner schmeißen den Laden nicht allein, sie haben als Dritten im Bunde noch einen weiblichen Kompagnon, der Trixi Berg heißt und wenn nicht alles täuscht, geschäftlich beiden, privat nur einem der Zwillinge treu ergeben ist. Persönlich, kennengelernt haben wir sie leider nicht, denn beim Redaktionsbesuch waren ausschließlich Männer anwesend. Was der reine Zufall sein soll, wie sie alle mit Nachdruck erklärten.

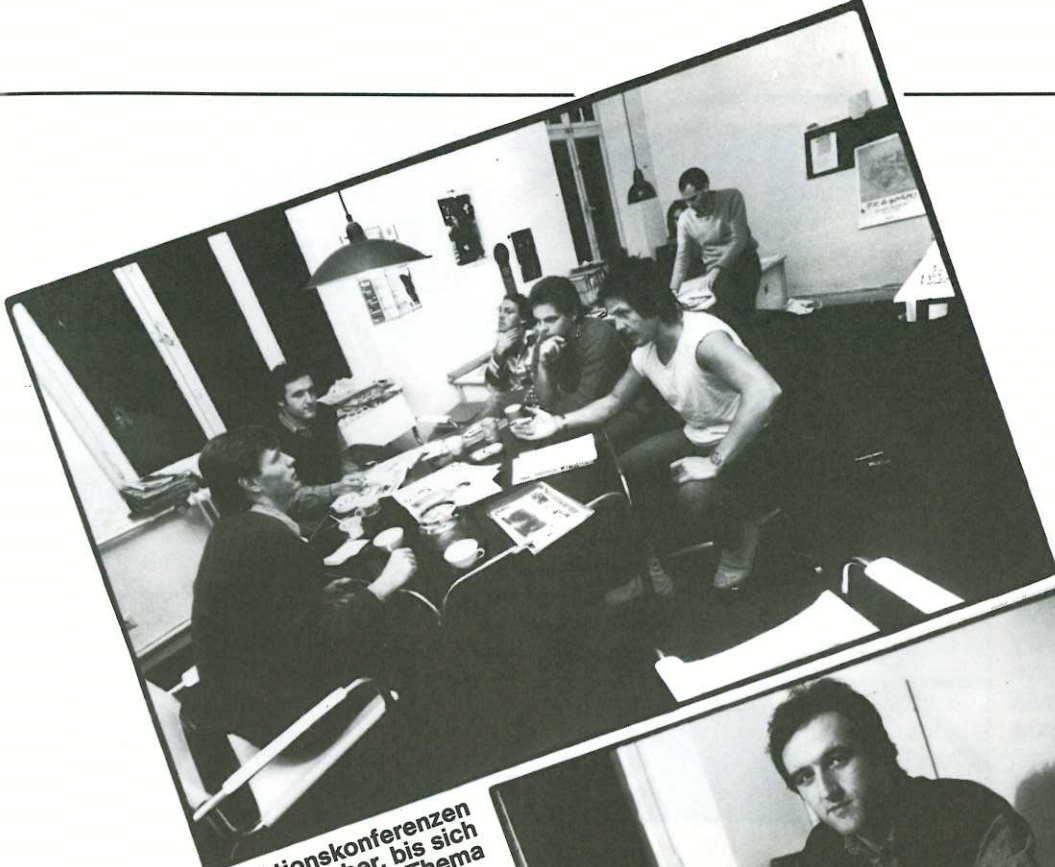


**Schreiben
mit Wut
im Bauch
Geschichte
rund ums
„Guckloch“**

Das geschäftsführende Trio wird effektiv unterstützt von einer Redaktionsmannschaft, in der sich Holger Majchrzak um die Themen Politik/Wirtschaft, Jochen Wüllner um Kultur, Jochen Schütze um Film/Unterhaltung und Bertram Job um Musik kümmern. Wenigstens war dies noch vor ein paar Wochen so. Wie ein Blick in das Impressum der letzten Gucklochausgabe zeigt, haben sich inzwischen einige Änderungen ergeben. Aber das kommt immer mal vor. Sicher ist, daß Majchrzak und Wüllner noch dabei sind und mit ihnen der Kern des Teams, das sich damals in der Victor-Reuter-Straße etablierte.

An dieser Stelle muß, schon der Wahrheit zuliebe, angemerkt werden, daß dem Guckloch die Stunde der Geburt nicht in Herne schlug sondern in Dortmund, woher auch die Zwillingbrüder stammen und wo sie noch immer wohnen. Nach Herne kam man der geographischen Mitte wegen, die die Stadt im Ruhrgebiet einnimmt.

**Text: Jutta Daniel
Fotos: Georg Seemann**



Bei den Redaktionskonferenzen geht es gelegentlich hoch her, bis sich alle Gucklochredakteure auf ein Thema oder einen Beitrag geeinigt haben. Das Ergebnis dieser Bemühungen kann sich sehen lassen. Inzwischen liegt die Auflage bei 50.000 Exemplaren monatlich. Das Konzept der Verleger, eine engagierte und ernstzunehmende Zeitschrift zu machen, ist aufgegangen.



Holger Majchrzak gehört neben den Marcinowski-Brüdern und Jochen Wüllner zur Stammenschaft des Blattes. Wenn er nicht gerade am Redaktionsschreibtisch sitzt, dreht er Beiträge für die Aktuelle Stunde des WDR.

Die Idee zu diesem Blatt wurde aus der schlichten und dennoch überzeugenden Einsicht geboren, daß die Zeit, der Markt und die Technik allesamt endlich reif seien für eine Zeitschrift, die „mehr als nur ein Szeneblatt“ sein wollte. So jedenfalls, so bescheiden begründet Edmund (oder war es doch Werner?) den Gründungsbeschluß. Damals war im übrigen noch ein Herr mit von der Partie, der inzwischen in die Schallplattenbranche übergewechselt ist, Gerhard Göllner, jetziger Energie-Lable Produzent. Die ersten Gucklöcher wurden kostenlos in Dortmund verteilt, vorzugsweise an der Universität.

Die Frage nach den Startfinanzen wird ebenso lakonisch wie schnell beantwortet: zu je einem Drittel wurden Bafögmittel geopfert, Eltern zu einem Obulus überredet und der Rest war „finanzielle Improvisation“, wie Edmund Marcinowski das definiert. Nun, der finanzielle Balanceakt ist gelungen, die schweren Zeiten, über die nun niemand mehr reden mag, sind überwunden. Der Rede wert wäre noch, daß es auch für die Annäherung der Blattmacher an die Zielgruppe eine Umschreibung gibt: „Wir wollen nicht mit der Szene schlafen, aber mit ihr flirten“.

Der Flirt, scheint's, hat sich zu einer dauerhaften Beziehung entwickelt, was, wie gesagt, nicht zuletzt an der flotten Mischung aus News, Meinungen, Film- und Theaterkritiken, Buchrezensionen, Veranstaltungshinweisen, flott geschriebenen Stories über Fernsehstars wie Tatort-Schimanski, Showgrößen oder den neuen Tarzandarsteller Christopher Lambert liegen dürfte. Und selbst Klienten aus dem Dunstkreis der Alternativen bietet man regelmäßig schöne Berichte wie die zum Thema „Naturkosmetik“ an.

Der erfolgreich vollzogene Wechsel von der „Kultur- und Programmzeitschrift“ zur „Illustrierten für das Ruhrgebiet“ hat zum einen dafür gesorgt, daß sich auf dem Titelblatt schon mal Brigitte Bardot oder Diana Ross verführerisch räkeln dürfen, zum anderen erlaubte die Guckloch-Wende aber auch eine Ausrichtung auf aktuelle revierspezifische Themen wie Alltagsbeseitigung oder Entwicklung des Ruhrgebiets. „Ruhrgebiet 2000“ hieß folgerichtig eine Serie, mit der das Guckloch im vergangenen Jahr sowohl eine umfassende Berichterstattung zum Thema als auch eine Groß-Plakatwerbung fürs Heft inszenierte. Inzwischen hat das Blatt eine

Auflage von 50.000 Exemplaren erreicht, die von Unna bis Dortmund vertrieben und (hoffentlich) auch gelesen werden.

Die Guckloch-Käufer sind in erster Linie junge, gebildete und interessierte Leute mit Abitur und Studium oder ähnlichem Bildungsweg im Alter zwischen 20 und 30 Jahren. Sie kennen das Guckloch, kaufen es, lesen es. Klar. Den Erfolg, den Verlag und Redaktion mit ihrer publizistischen Marschrichtung hatten, kann man auch im Impressum verfolgen; es weist heute bald doppelt so viel Akteure aus wie noch vor ein paar Jahren. Um die Anzeigenakquisition, anfangs Bruder Edmunds Sache, kümmern sich seit einiger Zeit zwei tüchtige neue Kollegen. Und da das Guckloch unter Anzeigenkunden längst als seriöses Blatt gilt, kommen sie an genügend Aufträge. Sagen die Verleger.

So offen, wie die Herren vom Guckloch auf Fragen zur Arbeit antworten, so zugeknöpft zeichnen sie sich, wenn's um Fragen zur Person geht. Daß der eine oder andere festliert ist und Kinder hat, erfährt man gerade noch. Mehr aber auch nicht. Journalisten reden halt lieber über andere. Vielleicht liegt das aber auch ganz einfach daran, daß eine überwiegend junge Redaktions-

mannschaft noch nicht so viel interessante Vita aufzuweisen hat. Dagegen erfahren wir leicht und ausführlich, daß es bei Redaktionskonferenzen gelegentlich hoch hergeht, bis sich alle Konferenzteilnehmer auf ein Thema oder einen Beitrag geeinigt haben.

Solche Vorgänge weiß vor allem Jochen Wüllner schön zu schildern. Wie überhaupt der Kulturverantwortliche ein Multitalent zu sein scheint. Nicht nur, daß er gefällig bis geschmeidig schreibt, auch gespreizte Themen glatzzuschreiben weiß und aus der Kulturszene das Wesentliche herausfindet – nein, er verfügt auch über darstellerische Fähigkeiten, um

die ihn mancher Bühnenprofi beneiden müßte. Wenn Wüllner grimassiert und gestikuliert, kann man am Inhalt seines schnell fließenden Redestroms genüßvoll vorbeihören. Immerhin, gemerkt haben wir uns jedenfalls, daß es ein Vetorecht für alle gibt und daß irgendwie die manchmal „endlosen Rautereien“ doch zum Ziel und stets zu einer neuen Ausgabe des Guckloch führen.

Wenn's ganz brenzlig wird, zieht man sich auch schon mal zu einer Klausurtagung zurück, ein Verfahren, daß ja auch Parteien und andere zerstrittene oder streitende Organisationen gern zur Konfliktregelung nutzen. Auf ein verständliches und transparentes Management legt man nämlich beim Guckloch großen Wert. Und wenn alles nicht mehr hilft, dann ist der „wandelnde gesunde Menschenverstand“ in Gestalt des Setzers gefragt. Woran man sehr schön merkt, daß dem technischen Personal der gleiche Rang zukommt, wie den Damen und Herren Redakteuren.

Um Anerkennung müssen die Guckloch-Macher inzwischen auch nicht mehr in den eigenen Reihen buhlen. Themen, die von anderen Zeitungen und auch schon mal vom Hörfunk aufgegriffen werden, zeigen, daß man auf dem richtigen Weg ist. Damit dürfte das Konzept, eine kurzweilige bis ernsthafte Zeitschrift zu machen, aufgegangen sein. Vor diesem Erfolg ziehen auch wir artig den Hut und wünschen – Glückauf!

Seit 1982 haben Jungen und Mädchen in Herne und Wanne-Eickel Gelegenheit, in einer städtischen Musikschule musizieren und singen zu lernen. Spielerisch erlernen sie den Umgang mit Noten und Instrumenten, und wenn sie wollen, können sie diese Fertigkeiten bis zur Musikhochschulreife vervollkommen.

Wie's dort zugeht, beschreibt Rolf Stegemann in seinem folgenden Beitrag.

Wenn an Herner Schulen das langersehnte Klingelzeichen den Vormittag beendet, und damit wohlverdiente Ruhe einkehrt, wird es in der Bergstraße erst richtig lebendig. Denn dort, im Süden der Stadt, hat die städtische Musikschule Ostern 1985 ihr Domizil bezogen und füllt seitdem das Schulgebäude mit den verschiedenartigsten Tönen in Dur und Moll.

Mit Pauken und Trompeten fing sie im Januar 1982 (noch in der Jean-Vogel-Straße) nicht gerade an, eher moderato, nach der Melodie: Klein, aber fein. Und höchste Eisenbahn war es sowieso: Im Arbeitszimmer von Ekkehard Hennes (46), Leiter der Musikschule, hängt eine Karte des Verbandes deutscher Musikschulen (VDM), die alle Städte und Kreise mit einer Musikschule in grüner Farbe kennzeichnet. Herne wurde als weißer Fleck in saftig-grüner Umgebung geführt. Eine weiße Weste, die der Emscherstadt lange Zeit nicht gut zu Gesichte stand. Das ist nun vorbei. Seit der Schulgründung sorgt Ekkehard Hennes regelmäßig mit dem grünen Filzstift für eine kosmetische Imagepflege.



Hat
man
da
noch
Töne

Die städtische Musikschule Herne ist nach dem Strukturplan des VDM aufgebaut. Das vierstufige Modell soll den Schüler an das qualifizierte Musizieren heranführen, das ihm beispielsweise eine Mitarbeit in einem Laienorchester oder auch das weitere Studium an einer Musikhochschule ermöglicht. Wer es da zu etwas bringen will, braucht wie in jeder Kunst Disziplin, Konzentration und den bekanntlich langen Atem. Mit vier Jahren können die Kleinen in die Welt der Musik einsteigen und diese bis zur Oberstufe (bis zum 16. Lebensjahr) durchwandern.

Schwerpunkt der noch jungen Schule mit ihren knapp 650 Schülern ist die zweijährige Grundstufe, die sich noch einmal in die Früherziehung und die Grundausbildung aufteilt. In dem musikalischen Kindergarten der Früherziehung werden die jüngsten ab dem vierten Lebensjahr spielerisch an die Musik herangeführt. Die „Phase höchster Lernbereitschaft“ (Hennes) soll den

Kindern den Spaß an der Klangwelt vermitteln und ein Fundament für die spätere Instrumental- und Gesangs- Ausbildung legen. Dabei kommen die mehr allgemein-pädagogischen Aspekte nicht zu kurz: Auch die Fähigkeit zur Mitarbeit in einer Gruppe soll gefördert werden.

Ähnlich sind die Lerninhalte in der musikalischen Grundausbildung, die für Kinder des ersten Schuljahres gedacht ist. Singen, Tanzen und Spielen stehen auch hier im Mittelpunkt; jedoch wird die allgemeine Musiklehre dem Alter entsprechend stärker in den Unterricht einbezogen. Und damit die angehenden Musikanten nicht weite Wege gehen müssen, können die Kinder die Grundausbildung an verschiedenen Orten über das gesamte Stadtgebiet verteilt besuchen. In den Grundschulen an der Ohm- und Max-Wiethoff-Straße sowie in der Josefschule (Karlstraße) und Südschule (Plutostraße) sind die Musikschüler regelmäßig zu Gast.

Wer bis hierher Talent und Ausdauer bewiesen hat – und natürlich noch Spaß an der Sache besitzt – kann die Saite wechseln und mit dem Instrumentalunterricht beginnen. Der besseren Übersicht wegen ist dieser in Unter-, Mittel- und Oberstufe eingeteilt. Die beiden unteren Stufen dauern jeweils zirka vier Jahre. In kleinen Gruppen treffen sich die Musikschüler zur Ausbildung, die neben Sologesang an einer Vielzahl von Instrumenten möglich ist. Unter- und Mittelstufe schließen mit einer Prüfung ab. Aber keine Angst, hier gibt es keinen Prüfungsstreß. Schließlich soll ja nur herausgefunden werden, ob jemand für die folgende Stufe geeignet ist. Schulleiter Hennes – einer jener liebenswürdigen „Pauker“, denen man es mit einem Schmunzeln nachsieht, wenn sie von „meiner Schule“ reden – ist denn auch der Meinung, daß nicht jedes Kind auf die Schulbank in der Bergstraße gehört: „Manche sind eben besser auf dem Fußballplatz aufgehoben.“

Der Kontrapunkt zu dem eigentlichen Instrumentalunterricht ist das „Ergänzungsfach“. Hier wird dem Schüler musikalische Allgemeinbildung nahe gebracht, die über seinen speziellen Unterricht hinausgeht. Im Mittelpunkt steht dabei das Ensemblespiel, das gemeinsame Musizieren in Chören und Orchestern. Das Sozialverhalten der heranwachsenden kommt also auch im musikalischen Überbau nicht zu kurz.

Schon die Kleinsten lernen in der städtischen Musikschule den Umgang mit Noten und Instrumenten. Unter Anleitung einer Musikpädagogin setzen die Jungen und Mädchen Töne und Rhythmen in Bewegung um. Schließlich soll der Spaß im Unterricht nicht zu kurz kommen.

Bleibe noch die Oberstufe, die bisher an der hiesigen Musikschule schwach entwickelt ist. Der eigene Nachwuchs wird noch einige Jahre benötigen, bis er hier die erste Geige spielt. Dann jedoch können die Jungen und Mädchen stolz darauf sein, denn die Oberstufe als höchste Leistungsstufe – Einzelunterricht ist die Regel – läßt sich durchaus mit einer Musikhochschule vergleichen.

Schließlich enthält das umfangreiche Programm der Herner Musikschule auch eine vorberufliche Fachausbildung. In dieser Abteilung werden zukünftige Musikstudenten, derzeit sind es ganze zwei, „für die Musikhochschule fit gemacht“, wie der interessierte Bürger einem Falblatt der Musikschule entnehmen kann – „mit nützlichen Hinweisen für Anfänger und Fortgeschrittene“.



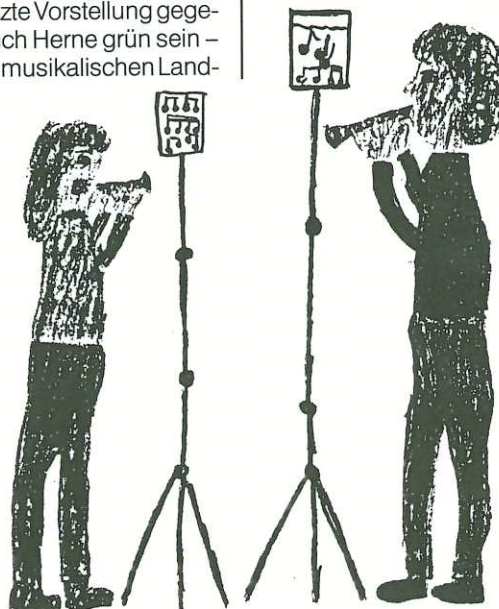


Wer Talent und Ausdauer bewiesen hat, kann im Orchester mitspielen. Mehrmals im Jahr veranstaltet die Musikschule Konzerte, bei denen die Kinder hören lassen können, was sie gelernt haben. Und wie ihre großen Kollegen, haben die Kinder reichlich Lampenfieber. Aber bisher ist noch jedes Stück gelungen, wenn auch manchmal nicht ganz fehlerfrei. Aller Anfang ist schwer.

Zu diesen nützlichen Hinweisen gehört ebenso ein wenig Gebührenkunde. Der Obulus an den Stadtsäckel beträgt im Monat zwischen 20 Mark in der Grundausbildung und maximal 60 Mark für den Einzelunterricht. Sollte ein Schüler das nicht gerade billige Instrument noch nicht besitzen, so kann er es sich gegen eine geringe Gebührausleihen. Und um soziale Disharmonie zu vermeiden, enthält die Gebührenpartitur eine Reihe von Möglichkeiten, die den Schulbesuch auch finanziell erleichtern.

Damit ist aber beileibe noch nicht das vollständige Programm der Musikschule aufgezählt. Denn: Was wäre ein Künstler ohne Publikum! So läßt denn auch die singende und klingende Schule regelmäßig von sich hören. Seien es nun die Schülervorspiele, die den Instrumentalschüler an jene Bretter heranführen sollen, die (angeblich) die Welt bedeuten, oder die Konzerte, die durch Gespräch und Information über das reine Konzertieren hinausgreifen – die Musikschule gehört mittlerweile zum Alltagsbild der Herner Kulturszene. Höhepunkt der jährlichen Arbeit ist jedoch die Musikschulwoche, die einen Querschnitt des gesamten Angebots bietet.

Kommen wir zum Finale: Die Musikschule Herne erwächst nach drei Jahren Tätigkeit langsam ihren Kinderschuh, und man darf gespannt sein, wie sich Dirigent Hennes und sein Ensemble weiterentwickeln. Eines ist jedoch schon jetzt sicher: Wenn die nächste Wandkarte des Verbandes deutscher Musikschulen erscheint, hat der grüne Filzstift von Ekkehard Hennes endgültig seine letzte Vorstellung gegeben. Dann wird auch Herne grün sein – zumindest auf der musikalischen Landkarte.



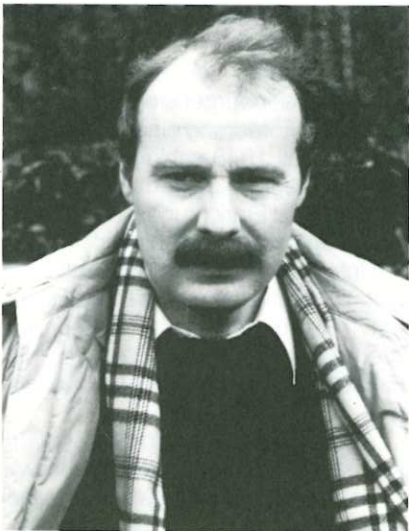
Lesen bildet bekanntlich. Es soll aber auch ganz einfach Spaß machen. Wie zum Beispiel das Lesen unserer Bürgerillustrierten. Und deshalb haben wir in dieser Nummer nicht nur Beiträge über dies und jenes aufgenommen, sondern auch einen literarischen Text des Herner Autors Volker W. Degener, der im Hauptberuf die Pressestelle im Polizeipräsidium Bochum leitet, ein Kollege also. Degener schreibt Romane, Kurzgeschichten, Hörspiele und Buchkritiken. Bekannt geworden ist er vor allem durch seine Kinder- und Jugendbücher. Er erhielt 1976 den Literaturförderpreis des Landes Nordrhein-Westfalen für junge Künstler und gehört seit 1980 dem WDR-Programmbeirat an, seit 1984 darüber hinaus als sachkundiger Bürger dem Kulturausschuß der Stadt Herne. Lesen Sie seine Kurzgeschichte:

Der Reporter drückte auf den Klingelknopf und hüstelte ein wenig. Aber er verlor seine Nervosität nicht ganz. Einen Hundertzjährigen zu interviewen, das gehörte nicht zu seinem täglichen Brot. Nur einen Spalt breit wurde die Haustür geöffnet. Das junge Mädchen dahinter lächelte freundlich.

„Gerbig, vom Generalanzeiger“, sagte der Reporter. „Moment bitte.“

Die Haustür schloß sich wieder. „Da ist schon wieder einer!“ hörte er das Mädchen hinter der Tür. Danach zeigte sich eine Frau mittleren Alters in dem Türspalt. Der Reporter erklärte sein Anliegen, das eigentlich allen Beteiligten klar sein mußte. „Der Generalanzeiger möchte natürlich über den Jubilar berichten, mit Foto und ausführlichem Text.“

„Haben Sie sich angemeldet? Sie stehen nicht auf unserer Liste.“ „Ich denke, unsere Redaktionssekretärin . . .“ „Gut, kommen Sie herein. Aber machen Sie jetzt bitte kein Foto.“ „Natürlich. Wo ist denn der gute Mann? Geht's ihm so einigermmaßen?“



Volker W. Degener

Die Frau schien seine Fragen glatt überhört zu haben. Sie deutete auf ein rundes Tischchen, das von einem Punktstrahler ausgeleuchtet wurde.

„Nehmen Sie dort Platz und schreiben Sie den Betrag auf einen Zettel.“

„Welchen Betrag?“ fragte der Reporter und sah sich verunsichert in dem halbdunklen Raum um.

„Das Honorar natürlich.“ „Oh, da muß ich passen.“ „Wir leider auch“, erklärte die Frau des Hauses mit Nachdruck, „oder meinen Sie, wir hätten ihn über Jahrzehnte hinweg umsonst so gut gepflegt?“ „Sie?“ „Meine Großeltern, meine Eltern und ich. Wir haben ihn soweit gebracht.“

Der Reporter zückte seinen Notizblock, notierte den Satz, klemmte jedoch seine Kamera vorsichtshalber unter den linken Arm, um nicht mißverstanden zu werden. Er machte eine entschuldigende Verbeugung.

„Aber ich komme vom hiesigen Generalanzeiger und will nur einen überaus lebensnahen, kleinen Bericht für unsere Leser hier am Ort machen.“

„Über den Einhundertzjährigen, nicht wahr? Über den einzigen weit und breit.“

„So ist es. Gestatten Sie mir wenigstens ein Foto und zwei oder drei Fragen. Ein paar Daten habe ich schon.“

Und er fragte, ob sich dieser Urgroßvater noch an den Kaiser erinnere und was der Höhepunkt seines langen Lebens gewesen und das Geheimnis seines Altwerdens sei. Die Frau schüttelte, bevor er weitere Fragen stellen konnte, den Kopf: „Genug, genug! Sie kriegen Ihre Antworten. Aber nur, weil Sie es sind. Den Generalanzeiger haben wir nämlich abonniert.“ Im gleichen Augenblick erschien eine elegant gekleidete, braungebrannte Dame in dem Flur, warf einen wohlwollenden Blick herüber und verabschiedete sich schnell.

Die Frau des Hauses verschwand für einige Minuten. Als sie zurückkam, drückte sie dem Reporter ein Foto in die Hand. Es sah richtig profihaft aus. Damit ließ sich was anfangen.

„Und Ihre Allerweltsfragen haben wir ganz flott beantwortet. Mehr ist für sie leider nicht drin.“

Damit überreichte sie ihm ein Blatt mit mehreren druckfertig formulierten Antworten, von denen zwei mit einem roten Filzstift angekreuzt waren.

„Ihre letzte Frage kann ich Ihnen leider noch nicht beantworten“, erklärte sie schließlich. „Darüber verhandeln wir zur Zeit noch mit zwei pharmazeutischen Unternehmen.“

Das Leben war nicht umsonst

Sie kamen mit Kisten und Koffern, mit Leiterwagen oder auch nur mit dem, was sie auf dem Leib hatten. Sie flüchteten zu Tausenden mit alten Menschen und kleinen Kindern aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten nach dem von Hitler angezettelten und verlorenen Krieg in den Westen. In eine erst mal ungewisse Zukunft.

Teile dieses heute kaum noch vorstellbaren Flüchtlingsstroms landeten auch in Herne. „Die meisten von ihnen hatten Bekannte oder doch wenigstens Freunde in Herne, Wanne-Eickel oder in der Umgebung“, erinnert sich Erich Meyer heute an jene Zeit.

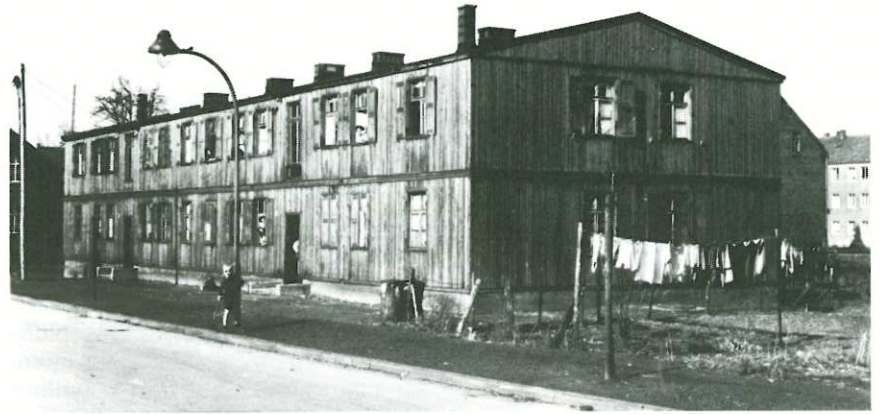
Seit 1973 ist er Kreisobmann der Sudetendeutschen Landsmannschaft und deshalb mit der Geschichte der Vertriebenen bestens vertraut. Von ihm erfahren wir, daß viele Ankömmlinge erst mal notdürftige Quartiere in Behelfsunterkünften fanden.

Solche im Volksmund als Nissenhütten bezeichneten Behausungen gab es überall im Stadtgebiet. In der Gräffstraße zum Beispiel, in der Rottstraße oder aber auch in den Schulen an der Bismarckstraße und der Max-Wiethoff-Straße.

Am 31. Dezember 1949 befanden sich alleine in Herne rund 650 Flüchtlinge und noch im November 1954 lebten in neun Flüchtlingslagern 576 Personen, sogar in den Gastwirtschaften wie Dütpe und Eckmann waren 40 untergebracht.

Not und Elend hinderten die Vertriebenen allerdings nicht daran, sich schon sehr bald in verschiedenen Verbänden zu organisieren. So wurde bereits 1949 die Kreisgruppe Herne und 1951 die Kreisgruppe Wanne-Eickel der Sudetendeutschen Landsmannschaft gegründet. Schon ein Jahr vor dem Zusammenschluß der beiden Städte bildeten die Kreisgruppen eine Einheit.

Die rund 200 Mitglieder, darunter auch eine ganze Reihe junger Leute, wie Erich Meyer versichert, pflegen vor allem die Gemeinschaft und die Erinnerung an die alte Heimat. Nicht immer, wir wollen das nicht verschweigen, ohne damit auf gehörigen Widerstand und ebensolche Abneigung bei Mitbürgern und Vertretern politischer Parteien zu stoßen.



In solchen Baracken in der Gräffstraße und in vom Volksmund als Nissen-Hütten bezeichneten Behelfsquartieren wie in der Rottstraße fanden die Vertriebenen ein erstes Zuhause.



Man darf aber bei den Männern und Frauen der Herner Sudetendeutschen sicher annehmen, daß es ihnen vor allem um die Brauchtumpflege und das Zusammengehörigkeitsgefühl geht. Ihre Feste und Ausflugsfahrten in die nähere und weitere Umgebung sind ebenso lustig wie kontaktfördernd.

Die meisten der Vertriebenen und Flüchtlinge haben sich längst integriert, die Kinder und Kindeskindern sind hier geboren und aufgewachsen. Den Flüchtlingen ist letzten Endes übrigens eine Einrichtung zu verdanken, die einen beispielhaften Ruf im In- und Ausland genießt: die Bücherei des deutschen Ostens.

Der nach dem Krieg amtierende Oberstadtdirektor Hermann Meyerhoff sah in der Schaffung einer Spezialsammlung mit Literatur über alle

Lebensbereiche der Herkunftsregionen dieser Neubürger einen sinnvollen Beitrag zur Förderung eines Heimatgefühls. Im Juli 1948 schlug er deshalb dem damaligen Kultur- und Bildungsausschuß die Einrichtung einer Bücherei des deutschen Ostens vor.

Untergebracht war sie anfangs mehr notdürftig als gut im Rathaus, ab April 1950 dann in zwei Räumen im Obergeschoß der Stadtbücherei, die damals ihr Domizil im alten Amtsgericht hatte.

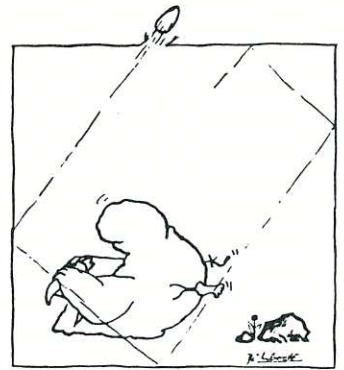
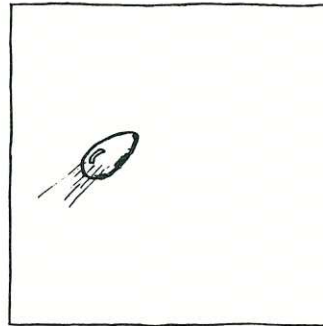
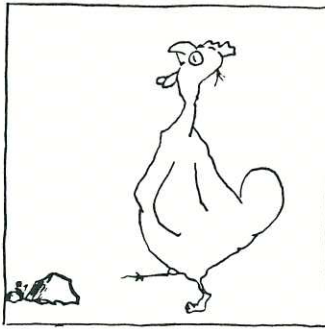
Aus diesen bescheidenen Anfängen ist die Bücherei natürlich inzwischen längst herausgewachsen. Sie hat 1976 ein festes Domizil im Kulturzentrum gefunden, und ihr Bestand beläuft sich mittlerweile auf rund 60.000 Bände.

Anfragen und Ausleihwünsche kommen aus dem In- und Ausland. Von Bochum bis Moskau, aus Kopenhagen, London, Paris, Ost-Berlin, aus Israel, Japan und Amerika. Völkerverständigung wird in Herne groß geschrieben. Unter den Menschen, die hier leben, und in den Beziehungen nach außen.

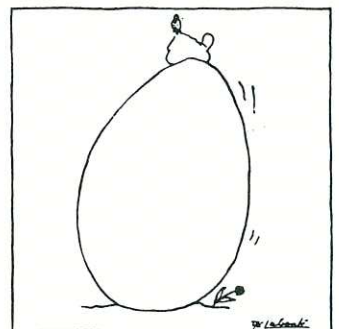
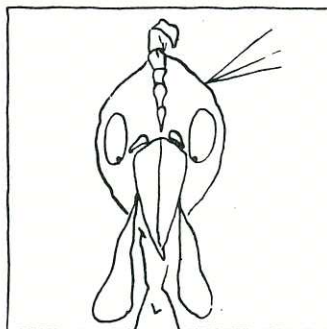
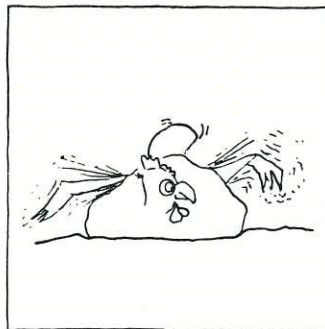
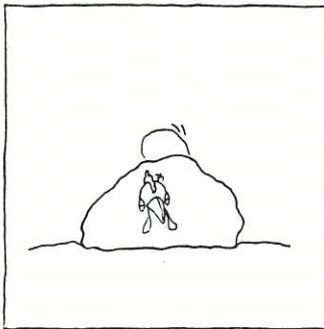
Mit Sack und Pack in eine ungewisse Zukunft

Text: Jutta Daniel
Fotos: Presse- und Informationsamt

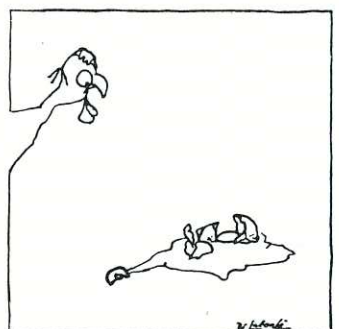
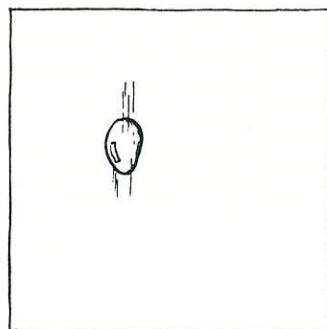
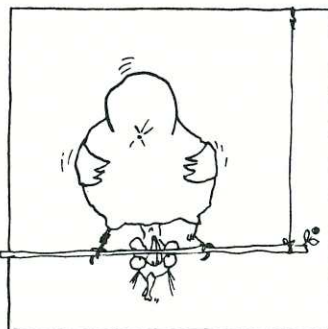
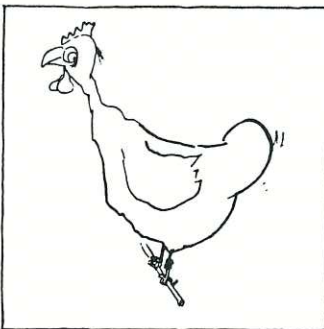
Hinkel Hilda



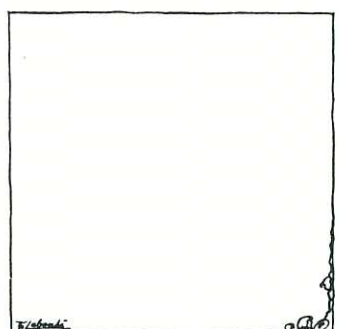
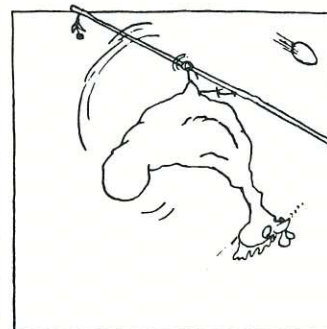
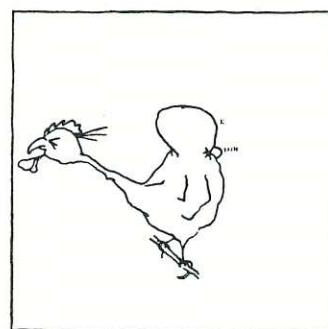
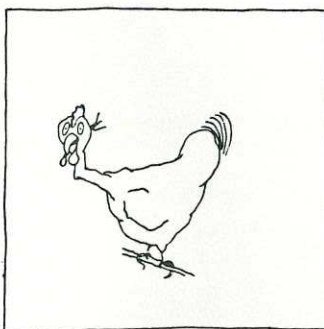
Das flatterhafte Ei



Selbst der Mount Everest wurde einmal bezwungen



Leidensgeschichte eines Legehuhns



Knock out eines Frühstückeis

